VORZEIT FRÜHZEIT GEGENWART

INTERDISZIPLINÄRES BULLETIN

3-4/91

MANTIS VERLAG

Impressum

Vorzeit-Frühzelt-Gegenwart Interdisziplinäres Bulletin erscheint im Mantis Verlag Heribert Illig D-8032 Gräfelfing Lenbachstraβe 2a Tel. 089 / 87 88 06

ISSN 0934-4349

Herausgeber und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editors:

Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn, Bremen Dipl. Phys. Christian Blöss, Berlin

Titelblatt: Der Entwurf stammt von Graphikdesign Hanjo Schmidt 7000 Stuttgart 1 Esslinger Str. 22

Druckerei H. Stock 8489 Eschenbach Marienplatz 35

Bezugsbedingungen:

Die Hefte werden im Abonnement abgegeben. Wer 54,- DM auf d. Verlagskonto einzahlt (Gebietsfremde bitte 59,- DM in bar od als Scheck schicken), erhält sofort die Nummern 5-90, 1-91 b. 4-91, das letzte Heft bei Erscheinen.

Frühere Hefte können nachgeliefert werden, solange der Vorrreicht: Je Heft 10,- DM (Nachdruck 1/2-89 für zusammen 12 DM. Doppelheft 2/3-90 für 19,- DM); die ersten 9 Hefte, von

1-89 bis 4-90, zusammen für 73,- DM.

Copyright: Mantis Verlag

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Menung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 13 72 38-809 bei Postgiroamt München (BLZ 700 100 80)

VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART Interdisziplinäres Bulletin

3/4-91

Juni 1991

EDITORIAL

Wie es der Zufall schicksalshaft fügen wollte, tritt zum in diesem Heft angesprochenen Jahrtausendwechsel unter Otto III. ein weiteres säkulares Ereignis: Die Abonnementszahl dieses Heftes bewegt sich unbeirrbar zäh auf eine runde Zahl zu, die nur mittels einer Stellenerweiterung darstellbar ist. Aus Wettbewerbs- und Werbegründen kann nicht preisgegeben werden, ob es sich um den Wechsel in den zwei-, drei- oder vierstelligen Auflagenbereich handelt, doch sollte man sich hier ausnahmsweise vor extremen Einschätzungen hüten.

Dieses sich anbahnende Ereignis nimmt der Herausgeber zum Anlaß, all seine geschätzten Abonnenten um ihre Mithilfe bei einer Werbekampagne zu bitten. Würde jeder Abonnent einen weiteren (zahlenden) Leser werben, so genügte dies völlig, um allmählich in sechsstellige Auflagezahlen vorzustoßen, ohne die skandinavischen Wälder allzustark zu bedrohen (. was bei zwei neuen Lesern je Abonnent schnell zur Gefahr würde). Schon etwas früher wären bereits finanzieller Hintergrund und Zukunft dieser Zeitschrift gesichert, sprich die investierte Arbeitsleistung wenigstens halbwegs abgedeckt und Autorenhonorare vorstellbar. Lassen Sie ruhig Probehefte von Ihren Freund(inn)en und Bekannten anfordern: das ist allemal besser als zu kopieren.

Zusätzlich zu den Abonnementsheften wird das erste Sonderheft des Verlages zum Verkauf angeboten. Diese Extra-Reihe wird mit Gunnar Heinsohns Berliner Vortrag eröffnet (zum Bezug s.S. 24).

An der ägyptologischen Front ruht still der Nil. Prof. Dr. Winfried Barta sah keine Veranlaßung, auf den Offenen Brief des letzten Heftes in irgendeiner Form zu reagieren. Dies wird sich wohl auch dann nicht ändern, wenn ihm spätestens auf dem 6. Internationalen Agyptologenkongreβ in Turin (1.-8. 9.) das neue Buch aus der englischen "Szene" begegnet: Peter James, I.J. Thorpe, Nikos Kokkinos, Robert Morkot und Malcolm Porter: Centuries of Darkness; London 1991. Über diesen postvelikovskyanischen Versuch, 250 Jahre der ägyptischen Geschichte zu eliminieren, über dieses Parallelwerk zu David Rohls Gedanken, über Plagiats- und déja-vu-Erlebnisse wird das nächste Mal zu berichten sein. #- Cct Dly 19.6.

Bis nach der Sommerpause Ihr

Über den Dächern von Berlin

Bericht über die Jahrestagung am 11./12. Mai 1991

Schwindelfreie tänzelten auf verwegenen Laufstegen über den Dächer eines ganzen Wohnblocks, wer sicheren Boden unter den Füßen vorzog, retirierte sich in den frisch ausgebauten Mansardenraum. Christian Blöss hatte seine zukünftige Wohnung für das Treffen zur Verfügung gestellt und bis zur Erschöpfung ihre Fertigstellung vorangetrieben. Alle 37 Teilnehmer wünschten ihm, daß er auch noch die Kraft für den Umzug aufbringe, der inzwischen vollzogen ist.

Aber wo war der sichere Boden? Mindestens dreimal wurde er verlassen, als sich Niemitz, Illig und Zeller auf schwankendes Seil begaben, um über das in Frage gestellte frühe Mittelalter zu referieren. Hans-Ulrich Niemitz legte unbekannte Details über Wilhelm Kammeier vor, der in den dreißiger Jahren eine Jahrhunderte umfassende Verschwörertheorie entwickelte, derzufolge Humanisten als Handlanger der katholischen Kirche die gesamte Geschichte des Mittelalters vor 1400 gefälscht hätten (vgl. VFG 1-91). Niemitz stellte vor allem die Schwächen dieser These klar und zeigte auf, daß Kammeier sich zwar Unterstützung von den Nazis erhofft hatte, doch diese ein Haar in der Geschichtssuppe fanden (s.S. 92).

Im Gegensatz dazu hält Heribert Illig die Geschichte des frühen Mittelalters nicht für gefälscht, sondern großenteils für frei erfunden, weil ein Zeitraum von drei bis vier Jahrhunderten willkürlich in den tatsächlichen Geschichtsablauf eingeschoben worden ist. Doch was wäre der Grund einer solchen Geschichtsstreckung gewesen? Unwissenheit, Schlamperei, Berechnung im doppelten Sinne? Er stellte mit Otto III.-Silvester II. ein unisono handelndes Duo vor, das aus apokalyptischer Sicht heraus die Jahrtausendwende fixierte (vgl. S.69).

Manfred Zeller erläuterte für Irland und die irische Mission Mitteleuropas, daß sich 7./8. und 11. Jh. verbüffend ähneln. "Schottische", also irische Wandermönche gründeten etwa in Regensburg das noch erhaltene Schottenkloster als Relaisstation für die Wallfahrt nach Jerusalem, während Emmeram um 700 zu Regensburg missionierte. "Die in seiner von Arbeo von Freising verfaβten Lebensbeschreibung erzählten Einzelheiten sind fraglich", so der Brockhaus...

Nun brandete die Diskussion auf. Albert Sellner bündelte in einer engagierten, ja enragierten Replik all jene Argumente, die nach seiner Meinung dagegen sprechen, das Mittelalter überhaupt nur anzutasten: Die Evidenz zahlreicher Münzfunde, ja Münzhorte würde nicht nur die Fälschung von Geschichte, sondern auch von Artefakten in großem

Stil verlangen. Die innig miteinander verflochtene und synchronisierte Geschichtsschreibung zahlreicher Völker und Staaten verbiete es, Teile davon für gefälscht zu erachten; vor allem in Byzanz lasse die Geschichtsschreibung keinen Zeitraum unbedeckt. Wer die Geschichte Deutschlands in Frage stellen wolle, müsse erst die gesamte Geschichte, also auch die des Islam, der Perser, der nestorianischen Christen in Asien, ja selbst Chinas in einen neuen, widerspruchsfreien Zusammenhang gebracht haben, bevor er sich zu Wort melde. Irgendwelche astronomischen oder kalenderiologischen Berechnungen, jedwede Zweifel an kunsthistorischen oder technologischen Evolutionen seien irrelevant. Denn das Mittelalter könne angesichts seiner (schriftlichen) Quellenlage nicht nach denselben Kriterien bearbeitet werden wie Vorgeschichte oder Antike. Und eine internationale Verschwörungstheorie, die Kaiser, Päpste, Basileis und Kalifen unter eine Decke bringe, sei von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Diesem harschen Verdikt, mit dem im Grunde jede neue chronologische Sicht im Keime erstickt werden könnte, wollten sich die übrigen Debattanten nicht anschließen. Sie hielten es für besser, die herausfordernde These nicht mit Vollständigkeitsansprüchen abzuwürgen, sondern zunächst in Teilbereichen ihre Tragfähigkeit auszuprobieren. Hans-Heiner Meier zitierte Belegstellen, denenzufolge die blühendsten Etruskergebiete im frühen Mittelalter vollständig ausgestorben gewesen sein sollen, weil sich jahrhundertelang keine Siedlungsspuren mehr finden. Benny Peiser gab zu bedenken, daβ umfangreiche Fälschungsaktionen denkbar seien, nachdem die totalitären Staaten des 20. Jhs. bewiesen hätten, daß sogar Fotos - scheinbar zweifelsfreie Dokumente - manipuliert werden können. Für Gunnar Heinsohn wiederum ist schwer vorstellbar, daß die Juden als Volk des Buches, als Volk des Schreibens schlechthin drei Jahrhunderte lang im Mittelalter verstummt seien. Wo immer solch ein Zustand auftrete - ein weiterer finde sich in hellenistischer Zeit -, müsse mit eingeschobenen Jahr(hundert)en gerechnet werden. Angelika Müller schließlich führte ins Treffen, daß die Trennung von Ereignis- und Zeitachsen (in den verschiedenen Ländern) und ein anschließendes Parallelverschieben die schlimmsten Schwierigkeiten ausräumen könne. Und Heribert Illig nannte seine gegenwärtige Arbeitshypothese: Zu streichen ist die Zeit von 605 bis 915, also von vier Halleyschen Durchgängen; die Artefakte der Karolingerzeit rücken ins 10. Jh.

Nach dieser stürmischen Debatte wurden die Reste des köstlichen vorabendlichen Buffets dezimiert und die Mittagspause verdebattiert. An sie schloβ sich "Mittelalter konkret" an. Thomas Riemer berichtete

über eine von ihm initiierte Gemeinschaftsaktion: Die Landkarten nicht nur Mitteleuropas werden auf "Keltenschanzen" hin durchsucht, die nahe Orten namens "Holzhausen" liegen. Damit soll ein statistischer Nachweis erbracht werden, daß dieser Ortsname, der auch in Norwegen und Frankreich ganz ähnlich in Gebrauch ist, Stätten bezeichnet, deren Zweck nicht unbedingt ein "kultischer" sein muß. Faktum sei auf jeden Fall, daß diese Anlagen weder strategischen Zwecken gedient haben können noch sich auf keltisches Siedlungsgebiet beschränken. Wer waren demnach die sogenannten Germanen? (Dieser Vortrag ist bereits als Aufsatz in Ephodon 3-91 erschienen).

Diesem Dolchstoß gegen die Germanen folgte ein Schwertstreich gegen die bisherige Evolutionsgeschichte des Homo sapiens sapiens. Gunnar Heinsohn hat Mittel und Weg gefunden, die von H. Illig 1988 vorgeschlagene drastische Verjüngung des jüngeren Paläolithikums zu untermauern und auf das ältere Paläolithikum auszudehnen: Zahlreiche Höhlenstratigraphien belegen eindeutig die Siedlungskontinuität, ohne jedoch eine jahrzehntausendelange Besiedlung zu bestätigen. Damit wird klar, daß sich die Geschichte des Homo sapiens sapiens binnen weniger tausend Jahre abgespielt hat. Konsequenterweise wurde untersucht, inwieweit Neanderthaler und CroMagnon-Mensch voneinander abstammen oder dieselbe Art repräsentieren, wieweit Himmelskatastrophen, die sich in wiederholten äolischen Lehm- und Löβablagerungen (selbst innerhalb von Höhlen!) manifestieren, zu einem Artwechsel oder zu einer neuen Artvariante geführt haben können. Das zum Vortrag verteilte Manuskript ist so umfangreich, daß es als Sonderheft veröffentlicht wird.

Aufsteigend innerhalb der Chronologie trat nun Benny Peiser vor die Tagungsteilnehmer, um ihnen über die Entstehungszeit von Ilias und Odysee zu berichten. Wie schon bei seiner Reduktion der Datierung der ersten Olympischen Spiele arbeitet er auch bei Homer (oder den verschiedenen Autoren) mit ausschlieβlich altgriechischen Quellen, um aus den divergierenden Angaben die tatsächliche Datierung herauszufiltern; radikalerweise rutscht sie bis ins -5., ja -4. Jh. (s.S. 25).

Sehr ins Detail ging Manfred Zeller bei seinen Fragen an die assyrische Geschichte, die ebenso an Gunnar Heinsohn gingen. Es entspann sich ein Dialog über die Gleichsetzungsmöglichkeiten von assyrischen und persischen Königen, dem der Leser leichter als der Zuhörer wird folgen können.

Das noch vor kurzem ganz zentrale Thema Ägypten sollte nicht ausgespart bleiben. Heribert Illig legte dar, daß Velikovsky zwar mit seiner Datierung von Ramses III. ins -4. Jh. Recht hat, daß aber die Reliefs seines Tempels in Medinet Habu keine Perser abbilden, sondern griechische Söldner wahrscheinlich italischer Provenienz (s. S. 40). Die Diskussion über bogenschießende Perser und speerwerfende "Europäer" führte zwar nicht ganz bis zum praeputium sacrum, aber doch zu frühen Beschneidungsbräuchen.

Nachdem die chronologische Kürzung des Mittelalters viel Zeit gekostet hatte, mußte die Diskussion über Amnesie und Archetypen leider entfallen. Deshalb werden Angelika Müllers Diskussionsthesen in diesem Heft als eigener Beitrag abgedruckt (s.S. 108). Ihr treibender Gedanke ist die Frage nach der Berechtigung, alles Geschehen hienieden sofort an einen Katastrophenhimmel zu projizieren. Dazu konfrontiert sie Erich Neumanns und Velikovskys Thesen miteinander und prüft sie von einem übergeordneten Standpunkt aus.

Endlich wurde nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge befriedigt, als Peter Mikolasch Dias über Architektur als Katastrophenprodukt zeigte. Er hatte sich als Ingenieur und Architekt Gedanken darüber gemacht, wie sich globale Katastrophen auf die Behausungen des Menschen auswirken mußten, welche Charakteristika Schutz- und Trutzbauten zeigen, wie bis in unser Jahrhundert die "zivile" von der militärischen Architektur dominiert worden ist. Und so spannte er einen Bogen von den ägyptischen Pyramiden bis zu den Wiener Flaktürmen aus dem 2. Weltkrieg.

Gegen Mitternacht ließen Kombattanten und Kontrahenten voneinander ab, um am nächsten Morgen einer Computersimulation beiwohnen
zu können. Der Hausherr Christian Blöss, dem hier noch einmal für
alles gedankt sei (zusammen mit Angelika Müller und Hans-Ulrich
Niemitz), erläuterte im Detail, auf welch heiklen Prämissen die C14Methode basiert und wie sich die Messungen systematisch verfälschen,
wenn bestimmte Prämissen die einstige Realität (zunehmend) verfehlen. Heribert Illig ergänzte dies mit knappen Hinweisen auf mögliche
Fehlerquellen bei dendrochronologischen Messungen (s.S. 125).

Abschließend einigte sich die Corona auf Ort und Zeit für das Treffen '92, auf dem 10 Jahre deutschsprachige Geschichtsrekonstruktion rekonstruiert werden können: 29.-31. Mai 1992 in Baden-Baden.

Mit diesem Doppelheft wird bereits ein Gutteil der Tagungsbeiträge (in chronologischer Reihenfolge) publiziert. Etliche andere wertvolle Aufsätze muβten deshalb zurückstehen, weswegen vor allem Kelley, Marold, Schildmann und Winzeler um Verständnis gebeten sind.

STRATIGRAPHISCHE CHRONOLOGIE ÄGYPTENS oder warum fehlen zwei Jahrtausende in den Musterausgrabungen von Tell el-Daba und Tell el-Fara'in?

Gunnar Heinsohn

I. Tell el-Daba

Vor einem Vierteliahrhundert, im Jahre 1966, begann die Universität Wien zusammen mit dem Österreichischen Archäologischen Institut ihre mit großer Spannung erwarteten Ausgrabungen in Tell el-Daba im östlichen Nildelta, Davor hatte erstmals Edouard Naville im Sommer 1882 zwei Monate auf dem Hügel gegraben. Heute figuriert Tell el-Daba unbestritten als Königin unter den ägyptischen Stratigraphien. Nicht zuletzt dank des sehr sorgfältigen Archäologen Manfred Bietak darf die Daba-Ausgrabung (siehe Stratigraphie auf der nächsten Seite) ohne weiteres neben die feingestuften Tells Israels und Mesopotamiens gestellt werden. Keine Arbeit über ägyptische Chronologie wird es sich heute und für alle Zukunft leisten können, an Tell el-Daba vorbeizugehen. Und gerade die hochgesteckten Hoffnungen der Agyptologie, in Daba endlich das hohe Alter Agyptens auch durch stratigraphische Tiefe und nicht allein über längst als unhaltbar erkannte chronologische Spekulationen pseudo-astronomischen Zuschnitts (Neugebauer 1938, Velikovsky 1973, Newton 1977, Helck 1985) beweisen zu können, haben die jungen österreichischen Wissenschaftler immer wieder angetrieben und mit neuem Mut beseelt. Dennoch hat im Rückblick Tell el-Daba große Ernüchterung bewirkt. Das angeblich hohe Alter Agyptens ist durch die Ausgrabung nicht etwa bestätigt, sondern zusätzlichen schwersten Zweifeln ausgesetzt worden. Warum hat Daba so viele Erwartungen enttäuscht?

Vor allem der späte Beginn (nach -1800) der tiefsten Schicht H, die direkt auf Brache liegt, mußte überraschen. Nicht das späte -4. Jtsd., das gegen -3100 in die erste prädynastische Dynastie von Skorpion und Narmer übergehen soll, kam zum Vorschein, sondern das -2. Jtsd. mit einer Keramik, die auch in Israel/Palästina gefunden und dort nach -2000 datiert wurde. Diese Keramik setzte sich auch in der Schicht G fort, weshalb es sich als unmöglich erwies, zwischen H und G eine Besiedlungslücke einzuschieben. Die "dicken Asche-Schichten" (Bietak 1981, 237) zwischen H und G belegen zwar eine Katastrophe in Tell el-Daba, aber die Keramiksequenz beweist eindeutig, daß keinerlei zeitlich signifikante Unterbrechung der Besiedelung eintrat.

Stratigraphie von Tell el-Daba (Ostdelta)

in konventioneller Datierung (nach Bietak 1984, 1985, 1988; für tentative Evidenzdaten s. Helpsohn 1988a 178)

Konv. Daten Schicht Kommentare (mit Evidenzdaten)

ab -300 A/3-1 Ptolemäische Siedlung

B/3-1

ab -1300

Von -1085 bis -300 angebliche Lücke von fast 800 Jahren, für die eine sterile Schicht allerdings fehlt. (Der stratigraphisch ohnehin illegitime Versuch, die 800 Jahre mit den Subschichten B/3-2 und A/3-2 aufzufüllen, würde von diesen kaum etwas übrig lassen und wäre auch nur für gut 100 Jahre ausreichend, wenn der Maβstab der Schichten G bis E angelegt wird.)

		215 Jahre sind zuviel für eine einzelne Schicht
ab -1540	D/1	Möglicherweise 18. Dynastie. 240 Jahre sind zu-
		viel für eine einzelne Subschicht, die sonst für
		10-40 Jahre gut ist.
ab -1570	D/2	Letzte Keramik syro-palästinischer Mittelbronze- zeit. Ende der Hyksos. Rein stratigraphisch wohl
		zeit. Ende der nyksos, kein stratigraphisch wohl

Ramessidisch. Rein stratigraphisch Perserzeit.

		spätes -7. Jahrhundert
ab -1600	D/3	Sichelschwerter, die in Mesopotamien altakka-
		disch schon im -24. Jh. auftauchen. Syro-palä-

stinische Mittelbronze II/B2-Keramik. Rein stratigraphisch mittleres -7. Jh.

ab -1680 E/3-1 Beginn der Hyksoszeit.

Keramik der syro-palästinischen Mittelbronze II/B1 und (in E/1) II/B2-Zeit. Rein stratigraphisch wohl frühes -7. Jh. Echt überwölbte Gräber in E1 gibt es ähnlich nur 700-800 Jahre früher in Mesopotamien (Diyala) am Ende der frühdynastischen bzw. am Beginn der altakkadischen Zeit geg. -2500/2400 (Brink 1982,7,93,95).

		schen Zeit geg2500/2400 (Brink 1982,7,93,95).
ab -1710	F	Asiatische Besiedlung. Keramik syro-palästini-
		scher Mittelbronze II/A-B Übergangsphase. Rein
		stratigraphisch wohl spätes -8.Jh.

ab -1740 G/4-1 Ägyptisch-asiatische Mischbesiedlung mit Keramik der syro-palästin. Mittelbronze II/A-Zeit
ab -1800 H Prähistorische Keramik (-4. Jt.) und sog. syro-

palästinische Mittelbronze II/A-Keramik. Einfache Sandziegelhütten. Rein stratigraph. wohl -9. Jh.

Brache

Gleichwohl hat die Datierung von Schicht H in die Zeit nach -1800 die Ausgräber nicht gänzlich befriedigt. Zum einen lag das daran, daß zu diesem Zeitpunkt Ägypten schon 1.300 Jahre Hochkultur (eben ab -3100) hinter sich hatte, aber absolut nichts von dem imponierenden technischen Niveau dieser Zivilisation in Daba/H auch nur annähernd erreicht wurde. Während nach der ägyptischen Chronologie das 'Alte' Reich also längst abgeschlossen war und die Monumentalarchitektur des 'Mittleren' Reiches seit zwei Jahrhunderten (ab -2037) blühte, begann man in Daba/H mit primitiven Hütten aus Sandziegeln. An sich mochte so etwas für eine dörfliche Siedlung angehen, die - so der Ausgräber - kulturell wohl ganz "am Rande des Mittleren Reiches" (Bietak 1981, 237) verblieb. Was aber hatten sich die Daba/H-Bewohner gedacht, als sie eine "handgemachte Kochkeramik" wiederaufleben ließen, die "in der Tat prähistorisch aussah" (Bietak 1981, 239), also auch in der Zeit vor -3100 hätte gemacht werden können? Schon diese Kochtöpfe wirkten beunruhigend genug, mochten aber als extremer Konservativismus der Küchentechnologie armer Bauern chronologisch neutralisiert werden. In Stratum G gefundene Scherben "schwarzpolierter Oberfläche mit weiß eingefüllten geometrischen Ritzdekors" (Bietak 1981, 238) ließen sich nicht auf dieselbe Weise beseiteschieben. Eine "'schwarze oder braunschwarze, mehr oder weniger polierte' Ware mit weiß ausgefüllten Ritzornamenten" (Kaiser 1985, 73) war nämlich schon in der oberägyptischen Tasakultur hergestellt worden (Deir Tasa und Mostagedda), die momentan noch vor die Nagadazeit und damit ins späte -5, und frühe -4. Jtsd. datiert wird (Kaiser 1985, 86), aber auch näher am Ende des -4. Jtsds. gesehen werden kann.

Wie die polierte und weiß eingefüllte Ritzware aus Daba/G nach ihrem Dekor als direkter Vorläufer der Lisht- und Jahudijah-Keramik angesehen wird (Bietak 1981, 238), so tut man auch dem Tasadekor keine Gewalt an, wenn man es als Vorläufer dieser erst nach -1700 voll erblühenden Ware identifiziert. ⟨Prähistorische Keramik des -4. Jtsds. taucht interessanterweise nicht nur im Ostdelta (Daba/H+G) nach einer extrem langen Zeitspanne wieder auf, sondern wird auch viel weiter im Süden des Niltals, nämlich in Nubien erst "in sehr viel späteren Perioden" (Brunton/Caton-Thompson 1928, 40) hergestellt.⟩

Die vollentwickelte Jahudija-Keramik fällt bereits in die Hyksoszeit (ab -1680), die in Tell Daba/E nur 60 Jahre nach Schicht G mit ihren prähistorisch anmutenden Kochtöpfen und der weiß eingelegten schwarz polierten Ritzkeramik angesetzt wird. Die Tasakultur mit Prähistorische Becher der Tasakultur (-5./4. oder spätes -4. Jtsd.) mit Prä-Jahudijah-Dekor, das nicht vor dem -2. Jtsd. erwartet wird (aus Kaiser 1985, 82).



ihrem Prä-Jahudijah-Muster wäre deshalb daraufhin zu überprüfen, ob sie noch in weiteren Kulturelementen von einer Kulturstufe chronologisch nicht allzu weit entfernt liegt, die materiell jener der Hyksoszeit entspricht. Tatsächlich ist dieses etwa für sehr typische Glasperlen der Fall. In Mostagedda fanden sich diese Perlen in ab -3100 datierten prädynastischen Schichten, die auf solchen der Tasakultur, also in stratigraphischer Anbindung an diese gefunden wurden. Ihre "Ähnlichkeit" (Neuburg 1962, 29) mit Perlen der Hyksoszeit kann bis heute nicht erklärt werden.

Rein stratigraphisch – und mit Bestätigung aus Nublen – sieht es mithin im Ostdelta so aus, als ob die Prähistorie der oberägyptischen Tasaperiode erst im –2. Jtsd. beginnt, womit die 1.300 langen Jahre ägyptischer Hochkultur (von Skorpion und Narmer um –3100 bis zu Daba/H um –1800), die ja nicht stratigraphisch, sondern pseudoastronomisch datiert wurden, durch die österreichischen Archäologen gera-

de nicht verifiziert werden konnten. Für nicht zuletzt eine solche Bestätigung war aber in Daba mit hohem Kostenaufwand gegraben worden.

Wenn nun Dabas Stratigraphie darauf verweist, daß die Hochkultur bzw. Bronzezeit Ägyptens nicht schon gegen -3100, sondern frühesten in Daba Schicht F beginnt, in der tatsächlich die ersten Bronzefunde auftauchen und ab -1710 datiert werden, so ist dabei noch nicht in Rechnung gestellt, daß selbst dieser Zeitpunkt durch Dabas eigene Stratigraphie um weitere 700-800 Jahre herabgebracht werden muß.

Zwischen Schicht B und Schicht A weist Daba nämlich eine angebliche Besiedlungslücke von ca. 800 Jahren auf. Im ersten großen Bericht über die Ausgrabung wurde dieser "Hiatus" (Bietak 1981, 236) noch freimütig erwähnt. Inzwischen wird versucht, Sub-Schichten von B und A über den Zeitraum von -1100 bis -300 zu strecken (so in einem Überblick, den der Autor im Jahre 1988 von M. Bietak erhielt). An diesem Streckversuch ist nun das implizite Eingeständnis höchst wichtig, daß archäologisch offensichtlich nichts dagegen spricht, Funde von -1100 kulturevolutionär direkt in solche von -300 übergehen zu lassen. Die angebliche Lücke zwischen B und A war dem Ausgräber also von der ägyptologischen Chronologie als Pseudo-Hiatus vorgegeben, nicht aber seinem eigenen Sachverstand sichtbar geworden. Der vermochte B und A unmittelbar aneinander anzuschließen.

Da die Stratigraphie also keinerlei archäologisch nachweisbare Lücke aufwies (keine Wehschicht, keine kulturelle Diskontinuität etc.), entschloβ sich der Ausgräber – stratigraphisch völlig konsequent – dazu, B und A verbunden zu lassen. In seiner Not hat ei dann vier Subschichten (B/3-2 + A3-2), die tiefer im Tell für maximal 120 Jahre gut wären, auf 800 ägyptologische Phantomjahre gedehnt und damit der Archäologie keinen Gefallen getan. Eine solche Streckung des Materials bleibt nämlich nicht nur völlig ungenügend um 800 Jahre zu füllen, sondern macht auch die Schichten B und Aselbst unglaubwürdig. Da sie nur noch ein Drittel ihres Befundes behalten dürfen, bleiben etwa der Ramessidenzeit dann gerade noch ca. konventionelle 70 Jahre übrig. Vor die Wahl gestellt, zwischer ihrem Sachverstand und der herrschenden Chronologie zu entscheiden haben sich am Ende auch die österreichischen Ausgräber für die Pseudoastronomie der Sothisdatierung entschieden und so die wissen-

schaftliche Bedeutung ihres eigenen Berufes für die Erstellung einer zuverlässigen Chronologie als irrelevant deklariert.

Bei Verzicht auf den Sothisglauben und entschlossener Anwendung der stratigraphischen Fundsituation auch auf die Chronologie Ägyptens wird umgehend – und in ganz unterschiedlichen Bereichen der materiellen Kultur – deutlich, daß Ramessiden und Hellenisten – was sich ja auch in Daba von B zu A bestätigt – tatsächlich direkt ineinander übergehen (vgl. ausführlich Heinsohn/Illig 1990). Die ägyptische Hochkultur bzw. Bronzezeit des Niltals beginnt entsprechend nicht gegen –3100 (konventionell) und auch nicht nach –1710 (in Daba/F), sondern bei Daba/F minus der zwischen B und A gelegten 800 Jahre, also nicht vor dem –10. Jh.

II. Tell el-Fara'in-Buto

Die Abwesenheit des 'Alten' und 'Mittleren' Reiches in Tell el-

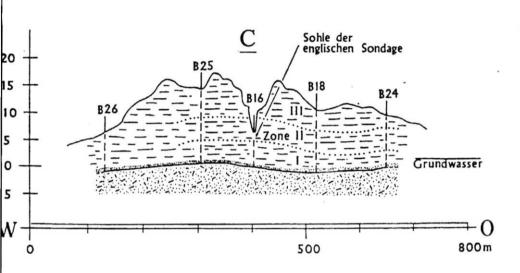
Daba verweist einmal mehr darauf, daβ 'Altes' (ab 4. Dyn.), 'Mittleres' und 'Neues' Reich - als Epochen den Ägyptern ohnehin unbekannt nicht einfach hintereinandergeschaltet werden können, sondern alle wohl mit frühen Teilen des 'Mittleren' etwas vor den beiden anderen - verzahnt in das -1. Jtsd. gehören (dazu schon Heinsohn 1988 und Illig 1989 und ausführlich Heinsohn/Illig 1990). Erst dieser Umstand erklärt das immer wieder Rätsel aufgebende stratigraphische Gemeinsamvorkommen von Funden aus allen 'drei' Reichen - und zwar ausserhalb und innerhalb Ägyptens. In Geser (Israel/Palästina) lag z. B. "ein Skarabäus der 18. Dynastie mit dem Namen des Königs Men-kara' aus der 4. Dynastie" (MacAlister 1912, fig. 154, 15) in derselben "Zweiten Semitischen Schicht", die auch Skarabäen des 'Mittleren' Reiches aufwies (s.a. Dayton 1978, 318ff.). In Memphis/Kom el-Fakhry - um nur ein innerägyptisches Beispiel heranzuziehen - lagen "dicht vermischt auf einem Friedhof" (Kemp 1976, 27) des 'Mittleren' Reiches "Scherben der 18. Dynastie / des Alten Reiches und / des Mittleren Reiches" (Kemp 1976, 26).

Der merkwürdige Umstand, daß bei stratigraphisch-archäologischem Blick auf die Geschichte Altägyptens nur ein Schichtenkomplex für die heute so beliebten drei Reiche aufgefunden wird, ist in Tell el-Fara'in-Buto nicht weniger verblüffend deutlich geworden als etwa in Daba, Memphis oder Geser. Beinahe gleichzeitig mit der Grabung in Daba begann etwa 6 km südwestlich die Erkundung in Tell el-Fara'in, wo im Jahre 1967 ein englisches Team eine erste Sondage niederbrachte. Wiederum ging es den Archäologen um den Nachweis des hohen Alters Ägyptens und wiederum folgten sie dem wissenschafts-fremden – aber in der Archäologie vom Indus bis zum Nil (s.a. Heinschn 1988) ganz selbstverständlichen – Prinzip der Daba-Ausgräber, mit ihrem archäologischen Sachverstand die herrschende Chronologie nicht etwa zu prüfen, sondern unter allen Umständen zu bestätigen. Noch vor dem ersten Spatenstich, d.h. ohne Kenntnis der stratigraphischen Tiefe wußten sie bereits ganz genau, daß sich die Gegend ihres Tells "zunehmend ergiebiger für das 4. und 3. Jahrtausend erwiesen" (Way 1984, 298) habe. Die englischen Archäologen hatten nämlich im ptolemäischen, also ab etwa –300 datierenden Kontext des Tells ein "frühdynastisches Rollsiegel" (ibid.) gefunden, womit das –4./3. Jtsd. aus der ägyptologischen Chronologie der – im Frühjahr 1983 gestarteten deutschen Ausgrabung – schon vorab ein- für allemal übergestülpt war.

Diese chronologische Entscheidung bewirkte vorerst wenig, führte aber umgehend zu Schwierigkeiten, als erstmals die Bohrtiefe der von den Engländern vorgenommenen Sondage überschritten und dabei deutlich wurde, daß die bereits von ihnen entdeckten zwei Besiedlungsschichten (III und II von oben im folgenden Schaubild) nach unten nur noch durch eine einzige zusätzliche ergänzt werden konnte (I), die dann selbst auf archäologisch sterilem pleistozänen Sand ruhte. Bereits in Schicht (bzw. Zone) II lag "hellenistische Schwarzfirnisware" (Way 1984, 320), weshalb die Engländer für II den Zeitraum "ab der 25./26. Dynastie" (ibid.), also von frühestens ca. -700 bis ca. -150 veranschlagten. Eine stratigraphische Rechtfertigung für -700 als unteres Datum war bei dieser Zeitbestimmung viel weniger überzeugend zu geben als - durch die hellenistische Keramik - für das obere von -150. Die oberste Schicht III schließlich wurde zwischen ca. -150 und ca. +400 verbracht. Damit erwies sich die vom deutschen Team neu erschlossene Schicht I vorerst als der bescheidene Rest, der nun von -700 bis zurück zum Rollsiegel aus dem -4. Jtsd. der Ägyptologie reichen mußte.

Auffällig war nun, daβ zwischen Zone I und Zone II keine sterile Schicht aufgefunden und insofern nicht von einem Hiatus ausgegangen werden konnte. Begann II also bei -700, muβte I auch bei -700 aufhören. Und dennoch fand sich in I nichts für die 22. bis 24. Dynastie (ca. -950 bis -700). Für die "Dritte Zwischenzeit" (ca. -1100 bis -950) sprach höchst vage allenfalls "das Auftreten gut gekneteter Tongrundmasse" (Way 1984, 321).

West-Ost-Schnitt durch Hügel C von Tell el-Fara'in mit englischer Sondage in B16 und steriler Sandschicht unter Besiedlungszone I (Way 1984, 318)



der Ramessiden (ca. -1300 bis ca. -1100): "Als Hinterlassenschaft einer ramessidischen Stadt wären aber in jedem Fall größere Anteile von Mergel- bzw. sogenannten 'Amphorentonen' (Mergeltone D und E) zu erwarten" (Way 1984, 321). Das entsprechende Forschungsergebnis blieb jedoch negativ: "Scherben aus Mergeltonen finden sich in Zone I und der Übergangszone zu II (I-II) überhaupt nicht" (Way 1984, 320).

Eindeutigere keramische Kriterien gibt es vor allem für die Zeit

Gleichwohl fehlen die ramessidischen Mergeltone in Tell el-Fara'in keineswegs, "sondern sind in bemerkenswerter Weise in Zone II konzentriert" (Way 1984, 320). Dort wird aber aus chronologischen Gründen – II beginnt konventionell nach –700 – nach Ramessiden gar nicht erst Ausschau gehalten und dann konstatiert, daß in Tell el-Fara'in schon die "für die Ramessidenzeit typische Keramik nicht mehr auftritt" (Way 1984, 324). Gleichwohl sind Steinfragmente mit dem Namen Ramses II. für das Areal nicht strittig (Way 1984, 322), so daß keineswegs nur die Keramik zur Suche nach Ramessidenschichten in Zone II hätten anspornen müssen.

Rein archäologisch wird das 'Neue' Reich (-1540 bis -1100) mit seinen Mergeltonen in Tell el-Fara'in also sehr wohl gefunden - allerdings in der Schicht II, die nach stratigraphischer Datierung frühestens gegen -700 beginnt und direkt in die hellenistische Zeit übergeht. Die unmittelbare Anbindung des späten 'Neuen' Reichs an den Hellenismus, wie wir ihn in Daba zwischen B und A angetroffen haben, bestätigt sich mithin auch für el-Fara'in.

Die deutschen Ausgräber jedoch hielten ungebrochen an der vorgegebenen wissenschaftsfremden Chronologie der Ägyptologen fest und konnten deshalb die Ramessiden nicht direkt vor dem Hellenismus in Schicht II suchen. Sie schlossen stattdessen aus ihren Bohrkernen. daß diese "keinerlei Fundstoff erbracht haben, der mit Sicherheit auf eine vor das 1. Jahrtausend zurückreichende Siedlungsschicht hindeutet" (Way 1984, 320). Insbesondere aber das bei ptolemäischen Brennöfen gefundene Rollsiegel, von dem sie ja schon genau wußten, daß es gegen -3000 zu datieren ist, konservierte ihre Zuversicht, "daß Hinterlassenschaften des 2. und vor allem des 3. bis 4. Jahrtausends in dieser Region / zu suchen sein dürften" (Way 1984, 322). Für die hier favorisierte evidenzorientierte Forschung bleibt jedoch die *rein stra*tigraphische Situation festzuhalten, die eben besagt, daß die Fundmenge von Tell el-Fara'in nicht vor das Jahr -1000 zurückreicht. Sie bestätigt die archäologische Situation von Daba, wo rein stratigraphisch ja ebenfalls nicht hinter -1000 zurückzugelangen war.

Im Jahre 1985 setzte das deutsche Team seine Grabungen außerhalb des Gebietes der englischen Sondage fort und ging dafür in eine topographisch tiefere Lage an den Westrand des Tells. Eine Fläche von 2x7 m wurde 6,30 m tief bis auf den gewachsenen - also archäologisch sterilen - Boden abgegraben. Diesmal nun fanden sich Schichten, die ausdrücklich als jungsteinzeitliche identifiziert wurden, wohingegen für die Schicht I bei der englischen Sondage eigentlich keine wirklich zureichende Aussage gemacht wurde. Die nun gefundene Jungsteinzeitkeramik gehört nach herrschender Chronologie ins -4. Jtsd. Direkt über den steinzeitlichen Schichten lagen spärliche Keramikfunde, die dem frühen 'Alten' Reich zugeschlagen wurden, da sie sich ohne Hiatus an die prähistorischen Funde anschlossen und so an den Beginn des -3. Jts. gerieten. Insgesamt aber war stratigraphisch für den Beweis des hohen Alters Ägyptens damit wenig gewonnen, da die zwei Jahrtausende von -2900/2700 bis etwa -650 wiederum ohne jeden Fund blieben. Immer noch war der Löwenanteil des 'Alten' (ab 4. Dyn.), das gesamte 'Mittlere' und das gesamte 'Neue' Reich abwe-

Ostprofil der SI-85-Grabung von Tell el-Farai'in (Way 1986, 195)

+5,30	m	
	Schuttschicht nach Aufgabe der Siedlung um +400	
+4,20	m	+400
+4,20	m	+400
	Bebauungsschicht der Saïtenzeit und später; bis zu 2,6	m dick
+2,10	m	-650
+2,10	m	-650
	Archäolog, vollk, sterile Zwischenschicht aus Sand und	Silt,
	die für Verwehung oder Flutkatastrophe sprechen kann.	
+1.40	m	-????
+1,40	m	-2900
•	Archäologisch weitgehend sterile Zwischenschicht, die	
	ohne Hiatus auf Prähistorie liegt und deren Keramik	
	entsprechend ins frühe "Alte Reich" datiert wird.	
+0,80	m	-3100
+0.80		-3100
	Prähistorie im Maadi-Stil, die chronologisch mit	
	Naqada I+II zusammenfällt	
-1.00		-4000
	- M	1000

send, solange man diese Epochen nicht alle gemeinsam in die Saïtenzeit (ab 2,1 m) bringen wollte, die bei der englischen Sondage innerhalb des Tells ja immerhin für ramessidische Mergeltone des 'Neuen' Reiches gut war.

Die 1986er Fortsetzung der Grabung in Fara'in erwies sich als besonders aufschluβreich durch das Auffinden von – konventionell nach –3300 datierten – urukzeitlichen Tonnägeln in der prähistorischen Schicht (Way 1987, 247ff.). Damit war einmal mehr der hochkulturelle Vorsprung Mesopotamiens (ausführlich Baumgärtel 1955) gegenüber Ägypten belegt (Way 1987, 256f.). Überdies schien ungeachtet der beunruhigenden Lücken aber auch das relativ hohe Alter Ägyptens über die Querverbindung ins Zweistromtal unabhängig bestätigt

zu werden. Da aber auch Mesopotamien nicht stratigraphisch, sondern bibelfundamentalistisch etc. datiert ist und seine eigenen Pseudo-Hiatusse von 1.500 Jahren allein nach -2400 aufweist (s. Heinsohn 1988a), wächst in Wirklichkeit aus den Synchronismen wenig chronologischer Trost. Gut ergrabene Tells wie etwa Brak oder Hamadijah liefern rein stratigraphisch vor der hellenistischen Zeit bekanntlicherweise gerade vier Schichtengruppen (1 Uruk/Frühdynastik > 2 Altakkader > 3 Mitanni > 4 Mittelassyrer > Hellenisten). Wenn ihre Mächtigkeit und Materialfülle nicht überdehnt werden soll, ergibt sich für den Beginn der Uruk- und/oder frühdynastischen Zeit ein frühester Zeitpunkt bei etwa -1000 (s.a. Heinsohn 1990).

In der Kampagne des Jahres 1987 wurden in einem nordwestlichen Areal von Tell el-Fara'in weitere neun Sondagen von 4x4 m Ausgangsgröße vorbereitet, um die bisher zeugnislosen Jahrtausende von -2900/2700 bis -650 mit Funden zu belegen. Wieder stieß man auf "tonige, praktisch wasserundurchlässige Alluvialschichten", die den prähistorischen Schichten "auflagen" (Way 1988, 295). Insgesamt zeigten drei Sondagen rätselhafte "alluviale Ablagerungen unmittelbar über der Vorgeschichte" (ibid.). Die Sondage T VII brachte erstmals nicht nur Keramik, sondern veritable Gebäudestrukturen auf einem alluvialen Lehmband über der Prähistorie, die - wie vorher die spärlichen Scherben - der Frühdynastik (O. Dynastie mit Skorpion von -3100) oder sogar noch der Zeit davor zugeschlagen wurden und somit einmal mehr das eigentliche 'Alte' Reich (ab etwa -2950) ohne stratigraphisch brauchbaren Befund beließen (Way 1988, 286). Die auf -3100 oder früher datierten Strukturen werden wiederum direkt von Schutt der Saïtenzeit (ab -650) "bedeckt" (ibid.), sind von diesen also nicht durch eine archäologisch nachweisbare Lücke getrennt.

Einmal mehr muß deshalb rein stratigraphisch gesagt werden, daß die drei Reiche nur in der Schicht ab -650 gesucht werden können. Allein bei Vorliegen eines wirklichen Hiatus zwischen -2700 und -650 dürften - auf bekanntlich geduldigem Papier - anderweitige Funde zwischen diese Epochen geschoben werden. Ansonsten gilt das vom Autor verfochtene Prinzip, daß eine Chronologie von Epoche X bis Epoche Y nie länger sein kann als auch nur ein einziger Fundplatz, der Schichten für X und Y besitzt und zwischen diesen gänzlich frei von archäologischen Lücken angetroffen wird. Die Existenz von Lücken wiederum kann nicht einfach behauptet, sondern muß gewöhnlich durch Wehschichten, materielle Diskontinuitäten, Fundamentversetzungen etc. bewiesen werden.

Lediglich in den 1987er Sondagen IX und X wird einigen Keramikscherben zugetraut, bis in die 3. Dynastie (gegen -2600) gedauert zu haben, aber sehr wohl auch auf -3100 zu passen. Ein Siegel könnte in die 2. Dynastie gehören. "Jegliche Hinweise auf eine Datierung nach der 3. Dynastie fehlen" (Way 1988, 293). Ein Gebäude erinnerte auffällig "an den Grundriβ des Totentempels nördlich der Stufenmastaba des Djoser <-2624 bis -2605>" (Way 1988, 290). Den nach ihrer materiellen Kultur so überreichen Dynastien 4, 5 und 6, die den Löwenanteil des 'Alten' Reiches stellen, konnte wiederum nichts zugeordnet werden. Auch 'Mittleres' und 'Neues Reich' blieben ohne Jeden Fund. Insgesamt machen die 'Altreichs'-Funde auf der Flutschicht direkt über der Prähistorie "einen Zeitraum innerhalb der 1. Dynastie <-2950 bis ca. -2770> - vielleicht auch schon für die Dynastie 0 <-3100 bis ca. -2950) - wahrscheinlich" (Way 1988, 297).

Nun ist längst darauf hingewiesen worden (Dayton 1978, 11), daß die von Petrie 'geschaffene' 1. Dynastie an ihrem 'Geburtsort' in Abydos (Petrie 1901, 46; s.a. Heinsohn/Illig 1990, 37f.) durch Keramik der Zeit Späthelladisch I (griechische Terminologie) bzw. Mittelbronze II (palästinische Terminologie) gekennzeichnet ist, die auch in konventioneller Chronologie erst im frühen -2. Jtsd. beginnt. Mittelbronzezeitliche Keramik in den Frühzeitphasen Fara'ins paßt selbstredend sehr gut zur mittelbronzezeitlichen Keramik (MBHA) in den Schichten H+G von Tell el-Daba, die nach -1800 datiert werden. Die 1.200 Jahre auseinander datierten Schichten der beiden Tells gehören also in dasselbe frühe -2. Jtsd. konventioneller Chronologie, in den ja die 1. Dynastie nach ihrem gesamten technologiehistorischen Befund durch Dayton (1978, 198) auch versetzt werden mußte. Von diesem konventionellen -18. Jh. sind dann noch weitere 800 oder mehr Jahre für den Pseudo-Hiatus zwischen Schicht B und Schicht A in Daba abzuziehen, um das der Evidenz entsprechende Datum zu finden.

Der jüngste bisher publizierte Versuch, in Tell el-Fara'in wenigstens das 'Alte' Reich besser zu belegen, wurde in zwei Kampagnen des Jahres 1988 unternommen. Die bereits im Vorjahr begonnene Sondage TeF87TX wurde dafür weiter abgegraben. Für die großen Dynastien 4, 5 und 6 des 'Alten' Reiches ergab sich wieder kein Befund. Deshalb wurde ein Loch mit "Schuttlage", das aus der ab -650 datierrenden Saltenzeit in die frühzeitliche Schicht (bis ca -2600 datiert) abgesenkt wurde, zu einer eigenständigen Schicht erklärt, die "wohl" (Way 1989, 277) ins 'Alte' Reich gehöre, dort dann bestenfalls aber nur noch den Beginn der 4. Dynastie (-2575) streife und wiederum

Stratigraphie von Tell el-Fara'in (Areal TEF87TX), konventionell ägyptologisch datiert (nach Way 1989, 277)

-650 bis +400 Schicht VII (Saïten/Ptolemäer/Römer)

Angebliche Lücke von knapp 2000 Jahren, jedoch ohne archäologischen Hiatus, da die Saltenfunde aus VII direkt auf den Frühzeitfunden liegen, die wohl in der 3. Dynastie gegen -2600 enden.

("Schicht" VI) (keine Siedlungsschicht sondern

2010	Schuttloch aus Saïtenschicht nach unten)
-2600	Schicht V (3. Dynastie)
-2950	Schicht IV (1./2. Dynastie)
-3200	Schicht III (Naqada III/II und O. Dynastie)
Lehmige Alluvia	lschicht

-3600 Schicht II (Nagada II)

-2575

-3900 Schicht I (Nagada I)

nichts hergebe für die Blütezeit dieser 'alten' Epoche von der 4. bis zur 6. Dynastie. Das saltische Schuttloch wird eingestandenermaßen nicht als eigene Bauphase angesehen und weist dementsprechend auch keine innere Stratigraphie auf (Way 1989, 277).

III. Ergebnis

Verblüffte in Daba, daß "prähistorische" Keramik aus dem -4. Jtsd. direkt vor dem -17. Jh. lag und so eine chronologische Verwerfung von mindestens 1.200 Jahren anzeigte, die etwas höher im selben Tell (zwischen Schichten B und A) durch Hinzufügung weiterer 800 Jahre am Ende gut 2.000 Jahre erreichte, so ist nun auch Fara'in durch 2.000 leere Jahre belastet, die in einem Block zwischen Frühzeit (bis -2600) und Saïtenzeit (ab -650) anstehen. Für alle drei Lücken (zwei in Daba, eine in Fara'in) gilt, daß sie allein durch chronologische Vorgaben zustandekommen, archäologisch aber nicht nachweisbar sind. Es handelt sich bei diesem Lückentyp also durchweg um einen Pseudo-Hiatus. Stratigraphisch und keramikgeschichtlich passen die ab -3100 datierten frühen Dynastien Fara'ins (Schichten III-V) ohne Probleme zu den ab -1800 datierten Daba-Schichten H und G. Beide so nah beieinanderliegenden Tells erleben in Wirklichkeit also auch - nach dem Ende des Neolithikums - eine parallel verlaufende Entwicklung, die allein durch unterschiedliche wissenschaftsfremde Datierungen für ein- und dieselbe stratigraphische Lage verdunkelt wird.

Rein stratigraphisch bestätigt sich damit einmal mehr, daß die pseudoastronomische Chronologie der ägyptischen Hochkultur schon für die Zeit ab -3000 etwa 2.000 Phantomjahre aufweist. Zugleich wird der Befund aus Geser oder Memphis verifiziert, daß die jetzt über das -3. und -2. Jtsd. gestreckten drei Reiche stratigraphisch zusammen gehören und ihren Platz in der Spätzeit des -1. Jtsds. finden müssen. Für die englische Sondage in Fara'in war das durch die ramessidische Mergeltonkeramik des 'Neuen' Reiches in der Saïtenschicht ab -700 deutlich indiziert. (Dieses Ergebnis fand kürzlich übrigens an der Grenze zwischen Ägypten und Israel - in Timna - eine Bestätigung, wo ramessidenschichtliches Glas dem Zeitraum des "6.-3. Jahrhundert v. Chr." angehörte (Rothenberg et al 1988, 220 und 219/Tafel 2 sowie Heinsohn 1990a).> Im Areal TEF87TX von Fara'in wies der Schutt aus der Saïtenzeit, der - vielleicht - in die 4. Dynastie gehört, für das 'Alte' Reich in dieselbe Richtung des Zusammengehörens der Reiche mit der Spätzeit. Es ist deshalb kein Zufall, daß nirgendwo Funde von der 4.-6. oder 11.-13. Dynastie stratigraphisch unter solchen der Hyksos gefunden wurden, wo die ägyptologische Chronologie sie aber hindatiert. Alle diese Dynastien folgen den Hyksos, die als Altakkader (Heinsohn 1990) zu identifizieren waren.

Literatur:

Baumgartel, B.J. (1955): The Cultures of Prehistoric Egypt, Revised Edition; Oxford

Bietak, M. (1981), Piramesse: Archaeological Exploration in the Eastern Wileile Delta (1979); Oxford

Bietak, M. (1984): "Problems of the Middle Bronze Chronology: New Evidence from Egypt", in: American Journal of Archaeology, Vol. 88

Bietak, M. (1985): "Tell el Dab'a", in: Archiv für Orientforschung, Vol. XXXII

Bietak, M. (1988): Öbersicht über die Stratigraphie in Tell el-Dab'a, Stand 1988; Wien (Einzelblatt)

- Brink, B.C.M. van den (1982): Tombs and Burial Customs at Tell el-Daba and their Cultural Relationship to Syria-Palestine during the Second Intermediate Period; Wien
- Brunton, G., Caton-Thompson, G. (1928): The Badarian Civilization and Prehistoric Remains near Badari; London
- Dayton, J. (1978): Minerals, Metals, Glazing and Man; London
- Heinsohn, G. (1988): "Auswirkungen der mesopotamischen Evidenzdaten auf die ägyptische Chronologie und die Lösung des Hyksos-Problems", in: Gesellschaft für die Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte/Bulletin, V (1); Puchheim
- Heinsohn, G. (1988a): Die Sumerer gab es nicht; Frankfurt/M.
- Heinsohn, G. (1990): "Who Were the Hyksos?", Vortrag, geschrieben für den 6. Internationalen Ägyptologenkongreβ, Turin, 1.-8. September 1991; Bremen (Computerausdruck)
- Heinsohn, G. (1990a): Timna and Egyptian Dates. Stratigraphic Surprises and Chronological Puzzles; Bremen (Computerausdruck)
- Heinsohn, G., Illig, H. (1990): Wann lebten die Pharaonen?; Frankfurt/M.
- Helck, W. (1985): "Zur Lage der ägyptischen Geschichtsschreibung", in: S. Schoske (Hg.), 4. Internationaler Ägyptologenkongreβ, 26.8.-1.9.1985, München. Resümees der Referate; München
- Illig, H. (1989): "Die verachtfachte Dynastie oder Herodots Rehabilitierung"; in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart I (2), Gräfelfing
- Kaiser, W. (1985): "Zur Südausdehnung der vorgeschichtlichen Deltakulturen und zur frühen Entwicklung Oberägyptens", in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo, Bd. 41
- Kemp, B. J. (1976): "A Note on Stratigraphy at Memphis", in: Journal of the American Research Center in Egypt, Bd. XIII
- MacAlister, R.A.S. (1912): The Excavations of Gezer, 3 Bde.; London
- Neuburg, F. (1962): Antikes Glas; Darmstadt
- Neugebauer, O. (1938): "Die Bedeutungslosigkeit der 'Sothisperiode' für die älteste ägyptische Chronologie", in: Acta Orientalia, Bd. 17
- Mewton, R.R. (1977): The Crime of Claudius Ptolemy; Baltimore
- Petrie, W.M.F. (1901): The Royal Tombs of the Earliest Dynasties. Part II; London
- Rothenberg, B. et al. (1988): The Egyptian Mining Temple at Timna; London
- Velikovsky, I. (1973): "Astronomy and Chronology", in: Pensée III (2)
- Way, T. von der (1984): "Untersuchungen des Deutschen Archäologischen Instituts Kairo im nördlichen Delta zwischen Disuq und Tida"; in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo, Bd. 40
- Way, T. von der et al. (1986): "Tell el-Fara'in-Buto. 1. Bericht", in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo, Bd. 42
- Way, T. von der et al. (1987): "Tell el-Fara'in-Buto. 2. Bericht", in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo, Bd. 43
- Way, T. von der et al. (1988): "Tell el-Fara'in-Buto. 3. Bericht", in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo, Bd. 44
- Way, T. von der et al. (1989): "Tell el-Fara'in-Buto. 4. Bericht", in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Kairo, Bd. 45
- Prof. Dres. Gunnar Heinschn, Universität Bremen, FB 12, POB 330440, 2800 Bremen 33

FANGSCHUSS für die MUSIKTHEORIE des PYTHAGORAS (-572 bis -496) aus ÄGYPTENS 18. DYNASTIE (-1555 bis -1305) ?

Gunnar Heinsohn

Die früheste Musiknotation, zu deren Konsonanzlehre Oktave, Quinte und Quarte gehören, wurde fast zweieinhalb Jahrtausende lang auf die mathematische Musiktheorie des Pythagoras zurückgeführt. Vor rund 15 Jahren erhielt diese Sicht einen entscheidenden Schlag durch eine aus mittelassyrischer Zeit (ca. -1350 bis -1100) stammende keilschriftliche Musiknotation aus Ugarit in hurritischer Sprache (Kilmer 1974; Kilmer et al 1976). Eine keilschriftliche Anleitung für das Stimmen von Harfen, die eine pythagoreische Tonleiter voraussetzte, konnte sogar in die altbabylonische Zeit (ca. -1950 bis -1700) datiert werden (Kümmel 1970).

Am 1. Juni 1991 berichtete die Kairoer Tageszeitung "Al Ahram" von einer Bambusflöte aus der 18. Dynastie Ägyptens, die ebenfalls bereits über die pythagoreische Tonleiter verfügte (aus Frankfurter Allgemeiner Zeitung vom 3.6.1991, S. 11):

Fonleiter den Ägyptern schon n der Pharaonenzeit bekannt?

CAIRO, 2. Juni (dpa). Schon die Ägypzur Pharaonenzeit sollen die Tonleiter annt haben. Wie die Kairoer Tageszeig "Al Ahram" am Samstag berichtete, deckte eine ägyptisch-amerikanische rschungsgruppe jetzt im Ägyptischen iseum in Kairo eine Nai, eine Bambuste aus der Zeit der achtzehnten Dyna-(1555 bis 1305 vor Christus), deren Tonfolge nach einer Computeranalyse mit der heute üblichen Tonleiter identisch ist. Die Wissenschaftler wollen ihre Untersuchungen jetzt an weiteren Nais im Pariser Louvre und im Metropolitan-Museum in New York fortsetzen. Bislang gilt der griechische Philosoph und Mathematiker Pythagoras aus dem sechsten Jahrhundert vor Christus als Begründer der Musik als Wissenschaft, auf dessen Theorien die heute bekannten Tonsysteme zurückgehen.

Die Alte Welt - so scheint es - kannte schon ein- bis eineinhalb Jahrtausende vor Pythagoras eine Musiktradition, die diesem im Altertum selbst allerdings niemals streitig gemacht worden zu sein scheint. Es war denn auch durch Anwendung der stratigraphischen Chronologie zu zeigen, daβ die mart(d)ischen bzw. amorit(d)ischen Musikquellen der Altbabylonier und Mittelassyrer, die heute durch wissenschaftsfremde Methoden ab -1950 bzw. -1350 datiert werden, zu den Satrapien Babylonien und Assyrien der Marder bzw. Amarder gehören, die als Stamm Kyros' d. Gr. namengebend für die Achämeniden wurden, in

deren Hochblüte Pythagoras ja wirkte (Heinsohn: Die Sumerer gab es nicht: 1988, 142).

Daß auch die 18. Dynastie Ägyptens erst im -6.Jh. zu Ende geht, ist mit derselben Methode ebenfalls ausführlich gezeigt worden (vgl. zuletzt Heinsohn/Illig: Wann lebten die Pharaonen?; 1990, 372 (Zusammenfassung)). Das dreifache Inzweifelziehen des Pythagoras verwandelt sich bei wissenschaftlichem Blick auf das Material mithin in drei Bestätigungen dafür, daß die bis heute gespielte Tonleiter tatsächlich in der Zeit des Griechen entstanden zu sein scheint.

Als erstes Sonderheft erscheint im Mantis Verlag

Gunnar Heinsohn

Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Genealogie von der Steinzeit zur Eisenzeit

Aus dem Inhalt:

Können Jahrtausende auf Jahrzehnte schrumpfen, Jahrzehntausende auf Jahrhunderte? • Zur Entstehung des Homo sapiens • Abweichende Vorstellungen zur Hominidenentwicklung • Lehm und Löss • Gab es eine Mittlere Steinzeit? • Evidenzgebundener Zeitrahmen von der Altsteinzeit bis zum Ende der Bronzezeit und H. Illigs 1988er Kurzdatierung für die Jüngere Altsteinzeit • Spricht etwas für weitere biologische Entwicklungen innerhalb der Gattung Homo sapiens sapiens auch noch nach ihrer Entstehung am Beginn der Jüngeren Altsteinzeit bzw. im Übergang zum Aurignacien?

Preis: 20,- DM, einzahlbar auf das Konto 1372 38-809 Heribert Illig Verlag, Postgiroamt München (BLZ 700 100 80)

Das Heft wird ca. 140 DIN A5- (oder ca. 70 DIN A4-) Seiten umfassen. Auslieferung ab September 1991

Die Ilias des -5./4. Jahrhunderts oder

Wann entstanden eigentlich die homerischen Epen ?
Benny Peiser

"The history of the development of the Iliad before the Alexandrian recension is a subject about which we have large prejudices but hardly any factual information" (D.L. Page 1959, 323).

I.

Die sogenannte "Homerische Frage", die seit Jahrhunderten die Gelehrten beschäftigt, zählt seit jeher zu den umstrittensten Themen der Altertumswissenschaft. Ebenso wie die kritische Bibelforschung ist die Homerforschung mit antiken Texten konfrontiert, deren Autoren, Entstehungsursachen und Abfassungszeit weitgehend im Dunkeln liegen. Für den Einzelnen ist die Fachliteratur, die in den letzten vierhundert Jahren dazu publiziert wurde, nicht mehr zu überschauen. Auch die Zahl der Aufsätze, Studien und Monographien zur Archäologie des 'homerischen Zeitalters' ist unübersehbar. In Deutschland, wo dem Studium der Ilias und der Odyssee seit Friedrich A. Wolfs Homerkritik im 18. Jahrhundert große Bedeutung beigemessen wird, findet der Interessierte allein in der Reihe "Archaeologia Homerica" über 20 umfangreiche Studien zu so unterschiedlichen Themen wie "Homer und die Kleidung", "Homer und die Haar- und Barttracht" oder "Homer und die Schrift".

Dieser Essay beabsichtigt nun nicht, eine Antwort auf die unlösbare Frage zu geben, ob es einen Dichter namens Homer denn je gegeben hat und wenn, ob dieser dann auch wirklich die nach ihm benannten Epen gedichtet, geschweige denn niedergeschrieben hat. Vielmehr möchte ich an meine chronologiekritischen Untersuchungen zur griechischen Frühgeschichte anknüpfen (Peiser 1990, 1990a, 1990b). Im Zentrum der Ausführungen steht einmal mehr die Suchenach der historischen Epoche, in der die griechischen Epen, allen voran die Ilias und die Odyssee, entstanden sind.

Zwar gilt es zwischen der Ependichtung und deren Niederschrift deutlich zu unterscheiden. Diese Differenzierung zwingt indes nicht zu der Annahme, daß der zwischen Dichtung und Niederschrift liegende Zeitraum besonders lange angedauert haben muß; es wird zu zeigen sein, daß das genaue Gegenteil im Bereich des Wahrscheinlichen liegt.

In der Vergangenheit habe ich mehrfach behauptet, daß die ersten Dichtungen der griechischen Literatur nicht – wie bisher angenommen wird – ins 8., sondern frühestens ins 6. vorchristliche Jahrhundert datieren. Insbesondere die in den Epen an verschiedenen Stellen anzutreffende Kenntnisse astronomischer Informationen, die erst seit Mitte des –6. Jhs. nachweisbar sind, (z.B. Kalenderzyklen), ließen mich auf eine späte Entstehungszeit schließen (Peiser 1990, 278–279). Diese Hypothese soll im folgenden mit zusätzlichen Argumenten untermauert werden.

Π.

Bereits im Altertum war die Frage nach dem Zeitalter Homers umstritten: Die einen, so z.B. Hellanikos, orientierten sich nach dem Trojanischen Krieg und machten Homer zu einem Zeitgenossen des legendären Ereignisses; da die Ilias fast ausschließlich den Kampf um Troja behandelt, lag diese Oberlegung nahe. Andere setzten ihn (wohl wegen der Berichte über die Wanderungen des Odysseus) zwei Generationen später an, in die sog. Zeit der Wanderungen, so etwa Krates von Mallos. Eratosthenes plazierte ihn 100, Aristoteles sogar 140 Jahre nach dem Fall Trojas. 400 Jahre nach der troischen Ara datierten ihn Herodot (II 145) und auch Thukydides (I 3,3). Hypsikrates und Herodot machten Homer zu einem Zeitgenossen Hesiods, während ihn Ephoros zu einen Nachfolger Hesiods erklärte. Daß man im Altertum Hesiod zuweilen als den älteren der beiden ansah, lag darin begründet, daß derjenige, der vom Anfang der Welt etwas wußte, älter zu sein schien, als der, der nur vom Trojanischen Krieg sang. Wieder andere, z. B. Theopompos aus Chios, identifizierten die in der Odyssee erwähnten Kimmerier mit einem gleichnamigen Volkstamm des -7./ -6. Jh. Darum machte er Homer zu einem Zeitgenossen des Archilochos, weil auch dieser die Kimmerier erwähnt hatte (vgl. Rohde 1901, 82f., über die Zeit des Archilochos siehe Peiser 1990b).

Der traditionellen Chronologie Griechenlands zufolge klafft zwischen diesen verschiedenen Ansätzen, d.h. zwischen Trojas Fall und dem Lyriker Archilochos, eine zeitliche Differenz von nahezu 500 Jahren. Geht man allerdings von einer katastrophischen Datierung aus (vgl. Velikovsky 1978, 227f.), in der zwischen dem Untergang der Mykenischen Kultur und dem Beginn der griechischen Zivilisation

keine Zwischenperiode (also kein sog. Dark Age) existiert, dann haben gewissermaßen alle antiken Autoren recht behalten: Demnach entstanden die griechischen Epen nicht nur in der Untergangsepoche von Mykene, sondern zugleich am unmittelbaren Beginn der historischen Ära. Nur so läßt sich denn auch erklären, warum in Ilias und Odyssee sowohl eindeutig mykenische als auch zweifelsfrei griechische Traditionen enthalten sind (vgl. dazu etwa Kirk 1960, 1 ff.).

Bekanntlich benutzten die griechischen Geschichtsschreiber für ihre Kalkulationen superlange Genealogien und Generationslängen, deren Verwendung schließlich zu den gravierenden Zeitdifferenzen bei der Bestimmung von Homers Jahrhundert führte. Für uns sind alle antiken Daten wertlos, weil sie auf keiner historischen Grundlage basieren und erst seit dem ausgehenden -5. Jh. rückberechnet wurden.

Aus dem Rahmen fällt allerdings die Datierung von Theopompos von Chios, einem Historiker des -4. Jhs., der in Homer einen Zeitgenossen des Archilochos sah. Mit guten Gründen (Homer und Archilochos hatten ja die Kimmerier erwähnt), datierte er Homer 200 Jahre später, als dies noch Herodot und Thukydides getan hatten (vgl. v.d. Mühll 1959, 145f.). Die moderne Altertumswissenschaft machte es sich leicht und schlug den goldenen Mittelweg ein: Wie sie die hohen Datierungen verwarf, so negierte sie auch die niedrigen; schließlich einigte man sich auf die Homer-Daten des Herodot und Thukydides.

Wo immer man in der Fachliteratur über Homers Jahrhundert bzw. die Entstehungszeit seiner Dichtung nachschlägt, wird auf deren Zeitansatz, also auf ein Datum zwischen -850 und -750 verwiesen (Heubeck 1988, 213-228).

Für diese Festlegung hat die herrschende Lehre noch eine Reihe weiterer Anhaltspunkte aufgeführt, die einen Zeitrahmen im -8. Jh. zu bestätigen scheinen. Nach Maßgabe der "absoluten Chronologie", die gleichsam die gesamte archäologische Vasenchronologie bestimmt, werden die Eponymenlisten Griechenlands, allen voran die Olympioni-kenliste, bis ins -8. Jh als historisch korrekt akzeptiert. Zur Untermauerung werden dann stets die Koloniegründungsdaten angeführt, die angeblich auch bis ins -8. Jh. zurückreichen sollen. Aufgrund des Glaubens, daß diese Daten authentisch seien, hat man die frühgriechisch-geometrische Archäologie mit dem -8. Jh. beginnen lassen und in diese Zeit dann auch die Werke Homers gesetzt (Heubeck 1988, 224)).

Mittlerweile sollte bekannt sein, daβ die griechischen Chroniken und Annalen erst seit Ende des -5. Jhs. fabriziert wurden und in ihren frühesten Teilen keineswegs auf einer geschichtlichen Grundlage beruhen. Das reale historische Rückerinnerungsvermögen reichte schon damals kaum über das -5. Jh., jedenfalls nicht über die Mitte des -6. Jhs. hinaus.

Für unsere Untersuchung ist daneben folgende Tatsache von grundsätzlicher Bedeutung: Vor der Mitte des -5. Jhs. existierten eigentlich keine Nachrichten über die Person, die Zeit und die Gedichte Homers.

"Es liegt ja im allgemeinen so, daß es eine von den Werken unabhängige Tradition über ältere Dichter nicht gibt; daß schon die ältere Literaturwissenschaft sich allein auf die Werke und die in ihnen steckenden Selbstzeugnisse angewiesen sah, die sie für ihre Lebensdarstellungen mit mehr Phantasie als Kritik verwendete; daß erst im Laufe des 5. Jahrhunderts das Interesse auch für die Personen zunächst der Philosophen und Dichter erwacht und allmählich (durch das Zwischenstadium der noch stark dichtenden Form des 4. Jahrhunderts) zu einer wirklichen Biographie führt, die nach Urkunden sucht und von den Werken unabhängige Daten" (Jacoby 1933, 7).

Besonders stutzig muß der Umstand machen, daß in Griechenland erst "sehr spät", um -500, zum ersten Mal der Name Homer (nicht aber 'Ilias' oder 'Odyssee') Erwähnung findet - selbst dieses Datum ist jedoch keineswegs gesichert. Einer antiken Überlieferung zufolge soll zu dieser Zeit Theagenes aus Rhegio erstmals ein Werk über Homer verfaßt haben (Lesky 1974, 96). Aufgrund dieser Nachricht gilt Theagenes als Begründer der allegorischen Homer-Interpretation.

Daβ in Griechenland erst um die Wende zum -5. Jh. - wenn nicht gar noch später - damit begonnen wird, sich mit Homer zu beschäftigen, ist völlig widersinnig, wenn seine Texte damals schon dreihundert Jahre alt gewesen wären. Bis zur Mitte des -2. Jhs. gab es ja nicht einmal eine allgemein anerkannte Standardausgabe Homers (Davison 1955, 4). Und die frühesten Texte mit Bruchstücken der homerischen Gedichte finden sich erst auf Papyrus aus dem -3. Jh. Alles, was wir über frühere Gedichte wissen, entstammt allein den Überlieferungen und Homerzitaten bei Autoren des -3., -4. und -5. Jhs. Waren bis dahin also wirklich drei Jahrhunderte (vom -8. bis zum -5. Jh.) vergangen, bevor man erstmals über Homer und seine Epen nachzudenken begann?

Schon Ende des 18. Jahrhunderts hatte Friedrich A. Wolf, mit dem die kritische Homerforschung in Deutschland einsetzt, die Aporie damit zu erklären versucht, daß zur Zeit Homers noch keine Schrift bekannt gewesen sei (Cauer 1895, 26f.). Ohne Kenntnis der Schrift sei aber eine Ependichtung dieses Umfanges nicht denkbar gewesen. Zur Abfassung großer Epen habe es keinen Anlaß gegeben, weil die frühen Sänger Griechenlands nur kleine Gesänge vorgetragen hätten. Nur eine schriftlose Zeit hätte zu den zahlreichen Widersprüche führen können, die innerhalb der beiden großen Dichtungen zu finden sind. Die Existenz derartiger Widersprüche ließe sich nur damit erklären, daß Ilias und Odyssee nicht einem einzelnen Dichter zugeschrieben werden könnten. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Im ersten Teil des ersten Gesangs der Ilias steigt Athena vom Olymp ins Lager der Achäer herab (I 194 f.), während sie im zweiten Teil (I 424) tags zuvor mit allen Göttern schon zu den Aithiopen abgereist ist. Ebenso unerklärlich bleibt, warum im 5. Gesang der Ilias (V 576 f.) Pylaimenes im Kampf mit Menelaos fällt, im 13. Gesang (XIII 658) aber, als sei nie etwas geschehen, die Leiche seines Sohnes begleiten kann. Nach Ansicht Wolfs waren diese Ungereimtheiten nur so zu erklären, daß weder Ilias noch Odyssee das Werk eines Einzelnen, sondern das von mehreren Sängern gewesen sei und daß die Kompilation der alten Gedichte erst später - nämlich von Redaktoren in der Mitte des -6. Jhs. - vorgenommen worden sei.

Dabei hatte sich Wolf nicht zuletzt auf Josephus berufen, der in seiner Schrift "Gegen Apion" folgendes überliefert:

"Überhaupt findet sich aber bei den Griechen kein Schriftwerk, von dem ein höheres Alter als das der homerischen Dichtung erwiesen wäre. Dieser Dichter lebte indes offenbar lange nach der trojanischen Epoche, und auch er hat ja, wie es heißt, sein Gedicht nicht schriftlich aufgezeichnet hinterlassen, sondern es soll, nachdem sich die einzelnen Gesänge durch Überlieferung fortgepflanzt hatten, erst später zu einem Gesange verbunden worden sein, weshalb es auch so viele Textverschiedenheiten aufweist". (Gegen Apion I 2)

Diese Nachricht, die man lange für historisch zutreffend hielt, wird seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr akzeptiert. Heute unterstellt man Josephus eine tendenziöse Einstellung, nämlich die Absicht, "das Vorhandensein geschriebener Werke der griechischen Literatur möglichst tief herunterzudrücken, um der jüdischen Literatur die Priorität vor der griechischen zu sichern" (A. Schmidt, zitiert bei Heubeck 1979, X 170). Doch ganz so einfach läßt sich die Überlieferung von der Schriftlosigkeit Homers nicht vom Tisch wischen.

Seit dem späten 17. Jahrhundert gingen viele Historiker davon aus, daß die homerischen Epen erst im frühen -6. Jh. durch Solon oder Peisistratos oder sogar erst durch dessen Sohn Hipparchus - im späten -6. Jh. - aus älteren Gedichten zusammengestellt worden waren. Worauf gründet sich diese Überzeugung?

Plutarch (+1. Jh.) berichtet in seiner Solon-Biographie (Solon 1), daß die Megarer den Vorwurf erhoben hatten, Solon hätte aus lokalpatriotischen Gründen in das umstrittene Schiffsverzeichnis einen pro-athenischen Vers interpoliert (Ilias II: 557-558). Diesen Vorwurf erwiderten die Athener mit dem Hinweis, daß die Redaktion der Ilias erst unter Peisistratos erfolgt sei. Plutarch berichtet daneben über den Vorwurf des Hereas von Megara (Theseus 20), Peisistratos habe nicht nur einen Vers aus Hesiod entfernt, sondern auch einen pro-athenischen Vers in die Odyssee interpoliert.

Unser älteste Zeuge für die Theorie einer späten Zusammenstellung bzw. Fälschung der Epen ist ein sonst unbekannter Autor des -4. Jh., Dieuchidas von Megara (485 F 6). Dieuchidas, so überliefert Diogenes Laertius 600 Jahre später, soll als erster behauptet haben, daß Peisistratos das Lob Athens im 2. Ilias-Kapitel interpoliert habe. Weiter heißt es bei Diogenes Laertius:

"Die homerischen Gedichte sollen nach einer seiner (Solons) Gesetzesbestimmung in der gehörigen Reihenfolge von den Rhapsoden vorgetragen werden; wo der erste abgebrochen, da sollte der nächste mit der Erzählung fortfahren. Solon also tat für das Verständis Homers mehr als Peisistratos, wie Dieuchidas im 5. Buch seiner Megarika sagt" (I 57).

Offenbar glaubte man im +1. Jh., daß Solon das Gesetz veranlaßt hatte, wonach die Epen Homers im Rahmen der Panathenäen in einer bestimmten Reihenfolge vorgetragen wurden. Dem widerspricht allerdings eine Nachricht, die Plutarch in seiner Perikles-Biographie überliefert hat. Danach wurden bei den Panathenäen die musischen Wettkämpfe, zu denen auch die Dichter-Wettkämpfe zählten, überhaupterst Mitte des -5. Jhs. von Perikles eingeführt (Plutarch, Perikles 13,6). Diesem späten Datum entspricht im übrigen auch die Tatsache, daß eine panathenäische Preisamphore mit einer Inschrift für musische Disziplinen erst für das Ende des -5. Jhs. nachweisbar ist, also fast 200 Jahre nach der angeblichen Einführung durch Solon:

"It is therefore hard to escape from the conclusion that the Panathenaic contests for rhapsodes, citharodes and auletai were instituted by Pericles in 442, and that Pericles was the author of the Panathenaic rule" (Davison 1955. 8).

Aristarch aus Alexandria, der berühmte Homer-Exeget des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, wagte es aufgrund der antiken Interpolationstheorien sogar, den umstrittenen Homer-Vers aus dem 2. Kapitel der Ilias (II: 557), der sich auf die Kriegsbeteiligung Athens bezog, ganz zu streichen. Der griechische Gelehrte Zenodotos ging so weit, auch noch die vorhergehenden Verse II: 553-555 zu verwerfen.

"Ihm war niemand gleich von den sterblichen Erdbewohnern, Galt es, Rosse zu ordnen und schildgewappnete Männer, Außer Nestor allein, denn der war älter an Jahren. Jenem folgt' ein Geschwader von fünfzig dunkelen Schiffen. Ajas führte von Salamis zwölf gebogene Schiffe, Brachte sie an und stellte sie neben die Schar der Athener." (Ilias II: 553-558)

Die Ilias-Verse II: 557 und 558 werden von der Forschung als athenische Interpolation des -6. Jhs. allgemein anerkannt (Page 1959, 151: Heubeck 1988, 230). Da beide Verse für eine relativ späte Zeit gesichert sind, dürfen sie schon deshalb nicht dem Urtext selbst entstammen, weil sonst ja das ganze Epos ins -6. Jh. rutschen müβte. Auch mit anderen Textstellen, die auf das -6. oder -5. Jh. hinweisen, wird ähnlich verfahren: Um das Dogma eines im -8. Jh. dichtenden Homers aufrecht zu erhalten, wird einfach postuliert, es handele sich um späte Interpolationen, also um Fälschungen von Autoren des -6. und -5. Jhs. Doch diese spekulativen Behauptungen schaffen zugleich ganz neue Probleme.

So hat schon der renommierte Althistoriker Erich Bethe, der die Schaffung der homerischen Epen einem um -600 lebenden Autoren zuschrieb, in seinen Schriften wiederholt unterstrichen, daß man keine Zeile willkürlich aus der Ilias und der Odyssee herausstreichen dürfe, nur weil sie entwicklungshistorisch als zu 'spät' erscheine. Vielmehr müßten die Epen als eine Einheit angesehen und dementsprechend nach ihren jüngsten Stellen datieren werden:

"Die moderne Homerphilologie ist auf zwei Dogmen aufgebaut: 'Homer' ist sehr alt und sein Werk unvergleichlich schön. <...> Immer ist die Ilias ein corpus virile für Experimente der Philologen, die herausschneiden oder zusetzen, was ledem gut scheint <...> Es ist aber doch verkehrte Methode, <...>, die Ilias <...>

nach einem Homer zurechtzuschneiden und zu datieren, von dem kein Mensch nichts weiß. <...> Man soll die Ilias in der überlieferten Form, die dem Altertum stets als Ganzes gegolten hat, zu verstehen streben und, wenn sie sich als geschlossene und gewollte Einheit offenbart, wie sie sich dem Vorurteilslosen, der ihrem Aufbau nachdenkt, leicht darstellt, muß man sie natürlich doch nach ihren jüngsten Anzeichen datieren" (Bethe 1931, 219).

Die moderne Forschung hat alle antiken Quellen, die von einer späten Redaktion der Homertexte berichten, penibel zusammengestellt und kritisch beleuchtet (Merkelbach 1952, 23f; Davison 1959, 216f.). Ein Konsens wurde dabei allerdings nicht erzielt. So bleibt es weiterhin zweifelhaft, ob die antike Interpolationstheorie auf einer historischen Grundlage basiert oder die Anschuldigungen gegen Athen nicht vielmehr nur deshalb erhoben wurden, um den attischen Reminiszenzen in Homer eine Echtheit abzusprechen. Als Faktum bleibt allein festzuhalten, daβ eine Reihe von antiken Autoren an einer Niederschrift der Homertexte erst im -6. Jh. glaubten:

"Man war im 4. Jh. in Attika und Megara der Überzeugung, daß eine endgültige Redaktion des Homer im 6. Jh. in Attika vorgenommen worden sei. Man glaubte, daß sie zur Zeit des Peisistratos stattgefunden habe; die Megarer aber sagten, sie sei schon in der Zeit des Solon zu setzen. Wir werden schließen müssen, daß man die genaue Zeit nicht mehr wußte, und daß man überhaupt nur ungefähre Vorstellungen von dem Ereignis hatte" (Merkelbach 1952, 31; m.H.).

Eine Interpolation vor allem der sog. attischen Verse 557 und 558 im zweiten Gesang der Ilias wird heute durchaus akzeptiert, doch nur unter einer Bedingung: Daβ diese Redaktion jedenfalls nicht zum ersten Mal die Ilias und Odyssee verfaβt, sondern nur einer "Verwilderung der viel älteren Texte" (Heubeck) vorgebeugt habe. So stellt sich umgehend die Frage, wie sich die umstrittenen athenischen Verse – in allen Homer-Versionen – konkurrenzlos hatten durchsetzen können. "Von allen Merkwürdigkeiten innerhalb der 'homerischen Frage' ist diese sicher eine der bemerkenswertesten" (Heitsch 1968, 659).

Geht man nämlich von einem bereits vor dem -6. Jh. existierenden Homertext aus, muß die Tatsache verwundern, daß die angeblich
athenische Interpolation des -6. Jhs. in sämtlichen, also auch in den
konkurrierenden nicht-athenischen Homer-Texten zu finden ist, ja,
daß die Griechen nie eine andere Fassung der homerischen Epen
kannten. Wo etwa sind die ionischen oder megarischen Homer-Exem-

plare (also ohne athenische Fälschung) geblieben? Wie konnten sie so vollständig verloren gehen oder in Vergessenheit geraten, da β sie sich von den athenischen in keiner Weise unterschieden? "Soll Athen etwa systematisch alle Abschriften und Rezensionen oder gar das Urmanuskript Homers aufgespürt und vernichtet haben", fragt Ernst Heitsch ungläubig und fährt fort:

"Die Frage beantwortet sich jedoch sofort, sobald auf die Annahme verzichtet wird, neben der für die Folgezeit maßgebenden athenischen Rezension habe es – in schriftlich fixierter Form – noch weitere Rezensionen des Großepos Ilias gegeben. Mit anderen Worten: Die Entstehung unserer zwei Verse fällt zeitlich zusammen mit der schriftlichen Fixierung der Gesamt-Ilias; diese in Athen vollzogene Niederschrift war für die Ilias die erste, einzige und endgültige. Ob wir diese Redaktion dann Peisistratische oder Solonische nennen oder lieber von 'a standard text made at Athens in the 6th century B.C.' (D.L. Page) reden wollen, ist demgegenüber gleichgültig." (Heitsch 1968, 659)

Diese Meinung hatte auch Paul Cauer schon 1895 vertreten:

"Alles drängt auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren" (Cauer 1895, 92).

Ein schriftliches Exemplar der Ilias hat es vor der athenischen Niederschrift also nie gegeben. Aber wann hat diese Niederschrift der Epen wirklich stattgefunden?

IV.

Setzt man die schriftliche Fixierung in das späte -6. Jh. oder - was meines Erachtens noch wahrscheinlicher ist - in das -5. Jh., so wird man der mündlichen Überlieferung kaum mehr als drei bis vier Generationen zuerkennen. Meine Schlußfolgerung lautet denn auch, daß der mythistorische Stoff, aus dem die griechischen Sagen gemacht sind, katastrophalen Ereignissen des -6. Jhs. entstammt und nur wenige Zeit später schriftlich fixiert wurde, zumal die Schrift und die. Kunst des Schreibens auch nach dem Kollaps der Mykenischen Kultur nie gänzlich in Vergessenheit geriet.

Daß die Mündlichkeit der Überlieferung, die sog. Oral Poetry, von den heutigen Gelehrten über mehrere dunkle Jahrhunderte gestreckt wird, ist einzig und allein den irreführenden Datierungen der Mykenischen Zeit geschuldet und findet keine unabhängige Grundlage in den Texten selbst.

Folgt man der allgemein akzeptierten Liedtradition, wonach die homerischen Epen über viele Jahrhundert mündlich überliefert wurden, fällt eine weitere Merkwürdigkeit ins Auge: Nach der Analogie anderer epischer Gedichte bei anderen Völkern müßte eigentlich ein starkes Schwanken bei den 12.000 Versen des Homertextes zu erwarten sein. Mündlich weitergegeben Epen, besonders wenn sie so umfangreich ausfallen wie Ilias und Odyssee, erleiden im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte enorme Veränderungen. In den überlieferten homerischen Gedichten findet sich indes nichts dergleichen. Erklärbar wird diese Erstarrung des Textes wohl nur, wenn man von einer relativ kurzen mündlichen Tradition und einer ziemlich umgehenden Niederschrift des Sagenstoffes ausgeht. Eine nach der letzten Naturkatastrophe einsetzende Dynamik vorausgesetzt, die ja in der Bautätigkeit und der gesamten Kultur festzustellen ist, homerischen Epen unmittelbar nach dem Zusammenbruch Trojas erdichtet und nur wenig später schon schriftlich festgehalten worden sein. Nach wenigen Jahrzehnten, im Zuge der Verdrängung der traumatischen Ereignisse, waren diese bereits zum Mythos erstarrt.

Schließlich datiert man Homer und Hesiod aber auch deshalb in das -8. Jh., weil sie angeblich wesentlich älter seien als die frühen Dichter und Lyriker Griechenlands - etwa Archilochos, Kallinos, Tyrtaios, Mimnermos oder Semonides, die im späten -7. Jh. bzw. im frühen -6. Jh. gelebt haben sollen. Auf welcher zweifelhaften Grundlage deren Datierung vorgenommen wurde, habe ich exemplarisch aufgezeigt (Peiser 1990a, 1990b). Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören die frühesten Dichter ebenso wie Thales und die frühen Rationalisten nicht ins frühe, sondern erst ins späte -6. Jh. So sind auch Erich Bethe und Adolf Lörcher in ihren Arbeiten zu dem Ergebnis gekommen, daß die Ilias nur etwa 160 Jahre vor Herodot enstanden sein kann (Bethe 1922, 350; Lörcher 1920).

Zahlreich sind mithin die Hinweise auf eine späte Entstehungszeit der homerischen Epen. Bethe hat auf die Existenz von Tempeln und lebensgroßen Statuen in der Ilias (VI 302 f.) aufmerksam gemacht und daraus gefolgert, daß "die Ilias nicht älter als das 6. Jahrhundert" sein könne (Bethe 1922, 310). Daß Kreophylos ein Freund Homers gewesen sein soil, wie Plato im "Staat" (600b) behauptet und zugleich der Lehrer des Pythagoras war, wie Neanthes überliefert, weist in das selbe Jahrhundert (Burkert 1972, 77). Die in der Ilias überlieferten Berichte über das reiche ägyptische Theben hat Walter Burkert mit

der Ära der äthiopischen Könige zwischen -715 und -663 in Verbindung gebracht und so die Mitte des -7. Jhs. zur eigentlichen Entstehungszeit der Ilias erklärt (Burkert 1976, 5 f.). Und Davison schreibt:

"What can safely be claimed is that there is no conclusive evidence that any poem resembling at all closely what we know as the Iliad was current in Athens before 530 B.C." (Davison 1955, 14).

V.

Einige der homerischen Hymnen, die man Homer zuschreibt, datieren z.T. aus dem -5. Jh.: "Der Hermeshymnos jedenfalls ist schwerlich vor 600, vielleicht sogar erst im 5. Jhdt. verfaβt" (Heitsch 1976, 39).

Wem dieser Zeitansatz als entschieden zu spät erscheint, sei auf das sicherlich verblüffendste Problem der homerischen Frage verwiesen: Erst in die Mitte des -5. Jh., und nicht früher fällt ein besonders wichtiges und exakt datierbares Phänomen, das sich bei Homer an zentraler Stelle wiederfindet: Im siebten Gesang der Ilias (VII 331-337) wird davon berichtet, daß man die Leichen der Krieger verbrennen und deren Asche einsammeln solle, um sie mit in die Heimat nehmen zu können. Über die Brandstätte aber solle ein Hügel errichtet und dieser mit einer Mauer umrundet werden: "Drum, wenn der Morgen erscheint, laßt ruhen den Krieg der Achaier, Daß wir versammelt die Leichen auf Wagen holen, von Rindern Und von Mäulern geführt; alsdann verbrennen wir alle, Wenig entfernt von den Schiffen, damit ein jeder den Kindern bringe den Staub, wenn wir heimziehn sollten zum Land der Väter. Einen Hügel dann schütten wir auf um die Stätte des Brandes, Einen gemeinsamen aus dem Gefild', und errichten in Eile Ragende Mauern davor, uns selbst und den Schiffen zum Schutze.

Drinnen bauen wir Tore mit festangefugten Flügeln,
Daß durch diese die Straße ziehe für Wagen und Rosse,
Außen umgeben wir dann mit tiefem Graben die Mauer
Rings um die Kreise den stürmenden Rossen und Kriegern zu wehren,
Daß der mutigen Troer Macht uns nicht übermanne"

(Ilias VII: 331-343).

Nun hat Felix Jacoby während der Nazizeit in seinem Oxforder Exil eine detaillierte Studie verfaßt, in der er sich mit der Einführung dieses griechischen Totenkultes ausführlich beschäftigt. Dabei konnte er den Nachweis erbringen, daß die Sitte, in der Fremde gefal-

lene Soldaten nach Hause zu überführen und in heimischer Erde zu bestatten, erst im Jahre -464 - und zwar allein von Athen - eingeführt worden war (Jacoby 1944, 37 f.). Überall sonst in Griechenland war und blieb es Brauch, die Gefallenen in einem Massengrab auf dem Schlachtfeld zu begraben. Aus diesem Grund sah sich Jacoby zu der Schluβfolgerung gezwungen, daß die erwähnte Stelle im 7. Gesang der Ilias erst Mitte des -5. Jhs. interpoliert worden sein konnte:

"It is certain that the lines are interpolated <...> and the question concerning them is rather important for the history of the text of the Iliad. If the addition was made in Greece proper <...> it can only have been made in Athens. For Athens alone did transfer her dead from abroad after 464 B.C. <...> If the interpolation was made in Athens, it is at least fifty years later than the Theseus line Ilias I 265 which I should put in the last decades of the sixth century" (Jacoby 1944, 44).

Die wenigen Autoren, die diese Wunderlichkeit überhaupt zur Kenntnis nehmen und darüber nachzudenken bereit sind, halten eine athenische Interpolation Mitte des -5. Jhs. für durchaus möglich (vgl. Andronikos 1968, W 31; D.L. Page 1959, 315-324). P.v.d. Mühll hat allerdings überzeugend aufzeigen können, daβ eine Verwerfung der vermeintlichen Interpolation, d.h. eine Streichung der umstrittenen Verse, den Text völlig unverständlich machen würde und somit auch keine Interpolation vorliegen könne (P.v.d. Mühll 1952, 137).

Die eigentliche Niederschrift der Ilias, so lautet denn auch meine Schlußfolgerung, wurde erst im letzten Drittel des -5. Jhs. in Athen vorgenommen. Anders läßt sich nicht erklären, warum in sämtlichen Homertexten diese angebliche Interpolation enthalten ist. Hätten Ilias- und Odyssee-Ausgaben schon vorher exisiert, so hätten im -5. und -4. Jh. Versionen ohne diese 'Interpolation' bekannt sein müssen. Nichts deutet darauf hin, daß dies der Fall war. Die inkriminierte Stelle muß demzufolge von Anfang an enthalten gewesen sein.

Nicht genug damit: Es muß sogar als höchst wahrscheinlich gelten, daß selbst diese Niederschrift des -5. Jhs. nicht die endgültige war und die klassische und dann allgemein anerkannte Version der homerischen Epen erst nach Thukydides' Werk "Der Peloponnesische-Krieg" (um die Wende zum -4. Jh.) entstand. Für diese Behauptung gibt es ein überaus stichhaltiges Argument:

Wie wir im gerade eben zitierten Teil des siebten Ilias-Kapitels (VII: 336f.) gesehen haben, wird dort von der Errichtung der Mauer durch die Griechen vor Troja berichtet. Der gesamte siebte Gesang handelt von diesem Ereignis: Nach zehnjähriger Belagerung erbauen die Griechen die legendäre Mauer.

Diesem Bericht widerspricht nun aber in eklatanter Weise die Überlieferung bei Thukydides: Im ersten Buch seines *Peloponnesischen Krieges* (I:10,5f.) beschreibt Thukydides den Kampf vor Troja. Dabei versucht er zu erklären, warum bei diesem immerhin gesamtgriechischen Unternehmen erstaunlich wenige griechische Krieger beteiligt waren:

"Denn wegen der Schwierigkeiten der Ernährung führten sie nur ein kleines Heer hin, von dem sie hoffen durften, daß es von dort aus seinen Bedarf erkämpfen könne, und als sie nach der Ankunft in einer Schlacht gesiegt hatten – das ist gewiß, sonst hätten sie die Schanzen um das Lager nicht aufführen können –, da setzten sie offenbar immer noch nicht die gesamte Macht ein...." (I: 11,2; m. Hervorh.)

Thukydides behauptet hier nichts weniger, als daß die Fortifikation der Griechen bereits am Beginn des Trojanischen Krieges – und nicht an dessen Ende – stattgefunden habe. Wie konnte er einen solch' gravierenden Irrtum begehen, wo er sich doch ausdrücklich auf die Angaben Homers berief (I:10,5)? Man wird guterdings nicht annehmen können, dieser Geistesriese habe den Inhalt der homerischen Epen so heillos durcheinandergebracht. Vielmehr dürfte er sie in der klassischen Form noch gar nicht gekannt haben:

"It follows that the Iliad current in Thucydides' day did not include the extensive passage in the seventh Book of which the building of the wall in the tenth year is the principle theme" (Page 1959, 316).

Meine knappen Ausführungen zur 'Homerischen Frage' scheinen einmal mehr die These zu bestätigen, daß der Beginn der postmykenischen Ära, Kultur und Geschichte Griechenlands nicht vor dem -6. Jh. nachzuweisen ist. Je kritischer die reale Quellenlage der traditionellen Überlieferung überprüft wird, umso stärker werden die Zweifel daran. Selbst die Zeit bis ans Ende des -5. Jhs. bleibt für uns erschreckend dunkel und undurchsichtig. Diese ebenso skandalöse wie beunruhigende Ungewißheit wird seit dem Altertum zu übergehen versucht, indem man naiv den Legenden- und Sagengeschichten antiker Autoren aus viel späterer Zeit folgt. Die biographische Ausschmückung und chronologische Verklärung eines Homer, dessen historische Existenz überhaupt in Zweifel steht, ist dabei nur ein Beispiel unter vielen.

Das wirkliche Dark Age Griechenlands, die noch weitgehend unerschlossene Epoche des archaischen Zeitalters, das auf die Zerstörung der Mykenischen Kultur folgt und die homerischen Epen sowie die abendländische Geistestradition hervorbringt, setzt erst im -6. Jh. ein und dauert keine fünf Generationen, bis sie mit dem Werk Herodots und der einsetzenden Aufklärung ab etwa -430 abgeschlossen wird.

Literatur:

Andanikos, M. (1968): Totenkult <= Archaeologia Homerica>, Göttingen

Beloch, K.J. (1913): Griechische Geschichte, Strassburg

Bethe, E. (1922): Homer. Dichtung und Sage, Bd. 2 Leipzig/Berlin

Bethe, E. (1928): "Odyssee-Probleme", in: Hermes 63/1928 S. 81ff.

Bethe, E. (1931): "Troia, Mykene, Agamemnon und sein Großkönigtum", in: Rheinisches Museum, 80/1931, 218ff.

Beloch, K.J. (1912): Griechische Geschichte, Straßburg

Burkert, W. (1972): "Die Leistung eines Kreophylos", in: Museum Helveticum, 29/1972, 74ff.

Burkert, W. (1976): "Das hunderttorige Theben und die Datierung der Ilias", in: Wiener Studien, N.F. 10/1976, 5-21

Caskey, J.L. (1964): "Archaeology and the Trojan War", in: Journal of Hellenic Studies 84/1964, S. 9 f.

Cauer, P. (1895): Grundfragen der Homerkritik, Leipzig

Davison, J.A. (1955): "Peisistratos and Homer", in: TAPA 86/1955, S. 1 f.

Davison, J.A. (1959): "Dieuchidas of Megara", in: Classical Quarterly 53/1959, S. 216ff.

Diogenes Laertius: Leben und Meinungen berühmter Philosophen, dt. Übersetzung O. Apelt, Hamburg 1967

Dornseiff, F. (1935): "Homerphilologie", in: Hermes 70/1935, S. 241 f.

Dornseiff, F. (1939): "Homer und das Papier", in: Hermes 74/1939, S. 209 f.

Dornseiff, F. (1940): "Zu Ilias A", in: Rheinisches Museum 89/1940, S. 232 f.

Dux, G. (1989): Die Zeit in der Geschichte, Frankfurt/M.

Finley, M.I. (1964): "The Trojan War", in: Journal of Hellenic Studies 84/1964 1 f.

Finsler, G. (1973): Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe, Hildesheim

Friedländer, L. (1853): Die homerische Kritik von Wolf bis Grote, Berlin

Hampl, F. (1975): Geschichte als kritische Wissenschaft, Bd. 2, Darmstadt

Havelock, E.A. (1982): The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences, Princeton

Heitsch, E. (1968): Epische Kunstsprache und Homerische Chronologie, Heidelberg

Heitsch, E. 1968a): "Ilias B 557/8", in: Hermes 96/1968, S. 641 f.

Heitsch, E. (1976): "Eine junge epische Formel", in: Gymnasium 76/1976, S. 34 f.

Herodot: Historien, Gr-Dt. v. J. Feix, Darmstadt 1988

Heubeck, A. (19882): Die homerische Frage, Darmstadt

Heubeck, A. (1979): Schrift (=Archaeologia Homerica), Göttingen

Homer: Ilias, Darmstadt 1989 Homer: Odvssee, Darmstadt 1989

Homerische Hymnen, Gr.-Dt. hg. v. A. Weiher, München/Zürich 1989

Jacoby, F. (1933): "Homerisches", in: Hermes 63/1933, 1ff.

Jacoby, F. (1944): "Patrios Nomos. State Burial in Athens and the Public Cemetry in the Kerameikos", in: Journal of Hellenic Studies 64/1944, 37ff.

Kirk, G.S. (1960): "Objective Dating Criteria in Homer", in: Museum Helveticum 17/1960, S. 1 ff.

Lesky, A. (1974): Geschichte der griechischen Literatur, Bern/München

Lörcher, A. (1920): Wie, wo, wann ist die Ilias entstanden?, Halle

Marx, F. (1925): "Ilias und die Meleager", in: Rheinisches Museum 74/1925, S. 1 f.

Meister, K. (1990): Die griechische Geschichtsschreibung. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus, Stuttgart

Merkelbach, R. (1952): "Die Pisistratische Redaktion der Homerischen Gedichte", in: Rheinisches Museum 95/1952, S. 23 f.

Mühll, P.v.d. (1952): Kritisches Hypomnema zur Ilias, Zürich

Mühll, P.v.d. (1959): "Die Kimmerier in der Odyssee", in: Museum Helveticum 16/1959, 145-151

Mühll, P.v.d. (1961): "Einige Gedanken zum Psi der Ilias", in: Museum Helveticum 18/1961, 198ff.

Page, D.L. (1955): The Homeric Odyssey, Oxford

Page, D.L. (1959): History and the Homeric Iliad, Oxford

Page, D.L. (1964):, "Homer and the Trojan War", in: JHS 84/1964 S. 17

Peiser, B. (1990): "Post-Mycenean Greek History Begins in the 6th Century B.C.", in: M. Zysman & C. Whelton, Catastrophism 2000, Toronto

Peiser, B. (1990a): "Der Thales-Mythos", in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 2/3-1990, S. 85-99

Peiser, B. (1990b): "Archilochos und Olympia", in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 5-1990, S. 20-37

Rohde, E. (1901): Kleine Schriften, Tübingen

Schadewaldt, W. (1942): "Homer und sein Jahrhundert", in: H. Berve (Hg.), Das neue Bild der Antike, Leipzig

Stiewe, K. (1963): "Die Entstehungszeit der Hesiodischen Frauenkataloge", in: Philologus 107/1963, S. 1 f.

Thukydides: Der Peleponnesische Krieg, dt. G.P. Landmann, Zürich/München 1976

Velikovsky, I. (1978): Die Seevölker, Frankfurt/M.

Wilamowitz-Moellendorff, U.v. (1884): Homerische Untersuchungen, Berlin

Benny Peiser, 6000 Frankfurt/Main 1, Mainkurstr. 22

Variationen über PLST Velikovsky identifizierte die Seevölker falsch, aber datierte richtig Heribert Illig

Bei ihrer Analyse ägyptischer Technologie- und Kunstgeschichte sind G. Heinsohn und der Autor zu dem Schluß gekommen: Ins -5./4. Jh. gehören nicht nur 27. - 31. Dynastie, sondern auch 20., 22., 23. und 24. Dynastie (Heinsohn/Illig 373). Nachdem sich die Übereinstimmungen mit Velikovskys ägyptischer Rekonstruktion stark reduziert haben, fällt umso stärker ins Gewicht, daß gerade bei der 20. Dynastie Übereinstimmung herrscht. Dies ist deshalb auffällig, weil Velikovsky diese Dynastie am weitesten von allen auf der Zeitachse verschoben hat - um volle 800 Jahre.

Zur leichteren Rückerinnerung des Lesers wird hier das orthodoxe Schema zusammen mit Velikovskys Identifikationen für das -4. Jh. wiedergegeben:

28. Dyn.:	Amyrtaios	404	-	399			
29. Dyn.:	Nepherites I.	399	-	393			
	Psamuthis	393					
	Achoris	393	-	380			
	Nepherites II.	380					
30. Dyn.:	Nektanebos I.	380	-	362	=	Ramses	III.
	Teos	362	-	360	=	Ramses	IV.
	Nektanebos II.	360	-	343	=	Ramses	VI.
31. Dyn.:	Zweite Perserzeit	343	-	332			
Makedonen		332	-	305			

Weiter werden sämtliche Seevölker aufgelistet. Ihre Reihung wurde nach den konsonantischen Umschreibungen ihrer hieroglyphischen Namen vorgenommen, unter denen allein sie bekanntgeworden sind.

DNN Danuna, Danauna, Denyen, seit Breasted auch mit den griechischen Danaoi, den Danaern gleichgesetzt. Sie wandern später nach Südostanatolien (Kilikien) aus. Für Vel. (=Velikovsky) sind es Athener.

JQ3W3S Aqijawascha, Qws, Kws, Ekwesh, Aqaiwasa (J und 3 a-ähn lich gesprochen). Immer wieder mit den Achäern identifiziert, obwohl sie – gegen jeden griechischen Brauch – beschnitten waren. Sie werden nur unter Merenptah genannt, gegen den sie die größte Kampfgruppe stellten (Sandars 107).

- LK Lukka, auch Luka, Reka. Sie werden generell, auch von Meyer RK (= E. Meyer III, 555) mit den Lykiern gleichgesetzt.
- PLST Pursta, Puirsta; auf Darstellungen identisch mit den DNN. Die PRST Gleichsetzung mit Philistern ist für LdÄ (= Lexikon der Ägyptologie), Meyer und fast alle anderen Autoren selbstverständlich; nur Vel. nennt die Perser, Friedrich (40) denkt an die Briten. Wegen dem ursprünglich im Ägyptischen fehlenden 1, das durch r ausgedrückt wird, wäre die Schreibweise PRST korrekter (dito RK anstelle LK).
- SKLS Schakalasch, auch Sakarusa, Shakalsha, Sekelesa. Sie werden meist mit sizilischen Sikulern, Sikelern gleichgesetzt. Für Vel. war diese ebenfalls Beschnittenen Einwohner des kleinasiatischen Sagalassos.
- SRDN Schirdana, auch Serdana, Sardana, von Sardinien; für Veldagegen das Volk aus Sardis. Sie kämpfen für und gegen Ägypten und waren gleichfalls beschnitten. (Laut Stadelmann, LdÄ 1984, waren die SRDN als einziges der Seevölker nicht beschnitten.) Weniger bekannt ist, daß sie klassische Söldner waren: Sie kämpften unter Amenophis III., unter Echnaton wie unter Ramses II. gegen die Hethiter, unter Ramses III. gegen andere Seevölker.
- TKR Tjeker, SKR, Zakkari; sie werden mit Zypern und Kreta in Verbindung gebracht; Meyer spricht sie als Tyrsener an, andere Autoren als Teukrer aus der trojanischen Gegend. Für Vel. Teukrer aus Dor in Syrien.
- TRS Turscha; auch Teresch, Tur(u)sa; für Meyer ebenfalls Tyrsener. Für Vel. Bewohner von Tarsos oder Tyros. Sie werden nur bei Merenptah genannt und beschnitten dargestellt ein ungelöstes Problem für alle Interpreten. Sie gelten fast durchwegs als Tyrrhener oder "Proto-Etrusker", weil sie als Etrusker im herkömmlichen Schema viel zu früh kämen.
- WSS Waschasch, auch Weschesch, Uases. Sie werden den SRDN ähnlich dargestellt, weshalb sie Spanuth mit Korsen gleichsetzt. Für Vel. sind es Kleinasiaten aus Assos, Iasos oder Issos.

Außerdem:

MŚWS

Meschwesch; Masauasa; von Meyer mit Libyern, ansonsten auch mit dem libyschen Stamm der Maxier gleichgesetzt. Sie waren kein Seevolk, sondern zu Land angreifende Verbündete. Aus Amarnatexten sind sie als große Viehzüchter bekannt, die den Ägyptern sehr geschätzte Stiere lieferten (Sandars 104).

Mariannu waren ägyptische Offiziere. Nach Vel. das aramäische Wort für "Adlige", das im -12. Jh. noch nicht in Gebrauch war.

Der erste Seevölkerangriff fand unter Merenptah (-1212 bis -1202) statt, für Velikovsky also zwischen -570 und -560. Er ist uns nur aus einer einzigen schriftlichen Quelle bekannt, aus der sogenannten Israel-Stele. Als Angreifer werden aufgezählt: JQ3W3S, LK, SKLS, SRD und TRS, allesamt mit den Libyern verbündet, die zu Lande angrifffen (Sandars 157). Die größte Gruppierung waren die JQ3W3S, die später nicht mehr in der Geschichte auftauchen.

Der zweite Angriff wird in gewaltigen Bildern von Ramses III. in Medinet Habu geschildert. Er traf diesen Pharao in seinem 8. Regierungsjahr (-1177 rsp. gemäß Velikovsky -373). Diesmal hatte sich eine Liga aus DNN, PLST, TKR, WSS und einer Splittergruppe der SKLS formiert, zu der noch SRD und TRS stießen (Sandars 158). Am blassesten bleiben dabei die WSS, während die PLST nur in diesem Zusammenhang auftauchen (Sandars 165). Zu der Seevölkerattacke gehörten neben dem Angriff zu Wasser auch drei Feldzüge der verbündeten Libyer gegen Ramses III.: in seinem 5., flanklerend zum Seeangriff in seinem 8. und noch einmal in seinem 11. Regierungsjahr.

Velikovsky hat ein ganzes Buch seiner Geschichtsreihe mit den Seevölkern betitelt (1977; dt. 1978); er legte dabei den Akzent auf ein einziges Seevolk, auf die Gleichsetzung PRST = Perser. TKR, SKLS, TRS, WSS und SRD stammen für ihn aus dem kleinasiatischen Raum und sind Soldaten der Perser (ebd., 75); die DNN sind für ihn Athener (ebd., 74). Präzise Nachweise beschäftigen ihn ebensowenig wie eine vollständige Auflistung aller Seevölker (vgl. ebd. 76). Lediglich den Mariannu, die jedoch kein Volk sind, sondern Anführer in der ägyptischen Armee, räumt er ein Unterkapitel ein (ebd., 84ff).

Diese Konzentration auf die PRST liegt auf der Hand, identifizierte Velikovsky doch den Seevölkersturm gegen Ramses III. mit dem persischen Angriff unter Artaxerxes II. gegen Ägypten (-375).

Alte und neue Zweifel

So klug Velikovsky auch für das -4. Jh. argumentiert, es bleiben dennoch gravierende Probleme bei seinen Gleichsetzungen.

- (1) So muß er etwa die frappante Ahnlichkeit von sardischen Bronzefigürchen mit den Reliefdarstellungen in Medinet Habu vollkommen unter den Tisch fallen lassen, weil er sich einen Pakt zwischen Persien und Sardinien oder sardische Söldner bei den Persern nicht vorstellen kann. Alle anderen Forscher akzeptieren die Gleichsetzung SRD = Sarden, obwohl diese Figürchen für das -12. Jh. von Ramses III. 400 Jahre zu früh kommen und damit allein schon die orthodoxe Datierung in Frage stellen. Doch angesichts der frappanten Ähnlichkeit bei Waffen (Rundschild, Langschwert und Speer) und "Uniform" (Hörnerhelm, auf der Brust geschnürter Waffenrock und spezielles Wehrgehänge, mit dem Schwert oder Dolch vor der Brust getragen werden) waren die Ägyptologen kompromißbereiter als Velikovsky. "Auf jeden Fall ist die Ähnlichkeit in Kleidung und Waffen zwischen den Schiffstruppen bei der Nilschlacht von Medinet-Habu und den Göttern und Kriegern, die im 8. Jh. und später als sardische Bronzen porträtiert worden sind, zu groß, als daß sie ignoriert werden könnte" (Sandars 199).
- (2) Noch ungleich gravierender ist das unbestrittene Faktum, daβ Perser und Meder die Bogenschützen schlechthin waren:

"Wenn auch Darius rühmt, die persische Lanze sei weithin gedrungen, ist doch der Bogen die eigentliche nationale Waffe. Ihn trägt der König auf den Denkmälern und Münzen, wo er als Krieger dargestellt ist; die Wahrheit reden. Reiten und Bogenschießen lernt die persische Jugend <...> Als Bogenschützen tragen die Perser weder Helme noch Panzer und Beinschienen, sondern Hosen und lange faltige Leibröcke mit weiten Armeln und auf dem Kopf eine weiche Mütze (tiara) <...> Eine schwere Rüstung nach Art der griechischen Hopliten würde die für das Schützenkorps unentbehrliche Beweglichkeit und die Schnelligkeit des Angriffs gehemmt haben. Für den Nahkampf und die Verteidigung waren die Perser daher nur ungenügend gerüstet <...> Im Westen dagegen, in Babylonien, Syrien, Ägypten, Kleinasien, herrschen Lanze und Schwert vor; hier finden sich daher auch schwere Schutzwaffen, eherne Helme, große Metallschilde, zum Teil auch Metallpanzer. Aber diesen Truppen haben die Perser offenbar nie recht getraut und ihre Kampfweise gering geschätzt, da sie ihren Bognern mit Leichtigkeit erlegen waren; so spielen sie im persischen Heer immer nur eine geringe Rolle" (Meyer VI 71f).

Aber kein PLST, kenntlich an der vieldiskutierten "Feder-" oder "Strahlenkrone", trägt auf den Reliefs von Medinet Habu einen Bogen in Händen, sondern sie alle sind mit Schwert, (Doppel-)Lanze und Rundschild ausgerüstet (vgl. Abb. bei Yadin 1963, 255ff, 333-341). Yigael Yadin bemerkt zu Recht (ebd. 335), daβ das libysche Schwert deutlich länger als jenes der Seevölker war, das zum Teil – in PLST-Hand – durchaus "normales" Format hat; dies steht im teilweisen Widerspruch zu Velikovskys Ausführungen (Velikovsky 1978, 80). Dagegen agieren die Ägypter durchaus als Bogenschützen.

Überdies erwartet man für Schwertkämpfer einen wirksamen Kopfschutz. Die von Velikovsky herangezogenen weichen persischen Hüte, die zur Prunkuniform der vollbärtigen Garde gehören (Velikovsky 1978, 52f) scheiden dafür aus.

(3) Hätte Velikovsky mit seiner Gleichsetzung PLST = Perser Recht, dann bliebe auch das Faktum unerklärlich, daß die großen Reliefs von Medinet Habu nicht zerstört worden sind. Die Perser haben schließlich nach 60 Jahren Interregnum 342 erneut Ägypten erobert. Artaxerxes III. legte eisern seine Hand aufs Volk, er ließ Mauern schleifen und Heiligtümer plündern (Pauly). Ausgerechnet er sollte die Verherrlichung eines ägyptischen Siegs über die Perser unangetastet gelassen haben? Nachdem alle persische Großkönige Wert darauf legten, daß ihre Namen hieroglyphisch in Kartuschen verewigt wurden, muß die persische Seite gewußt haben, was ihr Gegner Ramses III. an diesem riesigen Pylon hat darstellen lassen.

Dieses Argument hat Velikovsky bereits korrekterweise gegen die orthodoxe Chronologie gerichtet, in der diese Reliefs von Assyrern, Nubiern und Persern gleichermaßen verschont worden wären; er mußes auch gegen seine eigene These gelten lassen.

(4) Velikovsky kann schließlich auch nicht aufklären, warum in den Medinet-Habu-Texten die Formulierung gebraucht wird: "the Peleset and Tursha from the midst of the sea" (Sandars 108). Wie konnten – und das gilt für die üblicherweise verstandenen Philister genauso wie für Velikovskys Perser – die PLST aus der Meeresmitte stammen?

Andererseits scheint Velikovsky mit seiner Umbettung der 20. Dyn. vom -12./11. Jh. ins -4. Jh. "richtig zu liegen". Dafür sprechen die technologischen und archäologischen Befunde in Ägypten ganz eindeutig (vgl. Heinsohn/Illig 1990 passim). Und Nubien - präziser das vor Aufstauung durch Grabungen auf 500 km Länge erforschte

Niltal - signalisiert sogar noch deutlicher, daß zwischen Ramessiden und Ptolemäern kein geschichtlicher Zeitraum liegt: Nach -1080, dem Ende der 20. Dynastie und damit des Neuen Reiches "archaeological record in Nubia goes blank" und setzt erst nach -300 wieder ein (Keating 1976, 249, 251).

Wie läßt sich dieses Dilemma lösen?

Sparta und Persien

Persien hat um Griechenland erbittert und mit größtem Aufwand, aber erfolglos gekämpft (-500 bis -448). Danach liegt Athen mit verschiedenen peloponnesischen Bünden im Kampf, bis -404 Sparta mit persischer Hilfe das stolze Athen in die Knie zwingt. Gleichwohl bilden sich anschließend immer neue Koalitionen zwischen Athen, Theben, Korinth, Persien, Ägypten, Sizilien und Sparta, die immer neue Kriege gegeneinander führen. Nach -389 erringt das kleine Sparta die Oberhand, doch dies bedeutet wenig mehr als nichts: -370 unterliegt es Theben und seinem Feldherrn Epaminondas in einer Weise, die dem Ende seines Staatswesen gleichkommt. Nachdem wenig später auch Syrakus aus dem Kreis der Mächtigen ausscheidet und Persien nur noch als Schatten einstiger Größe vegetiert, ist der Weg frei für Alexander den Großen.

Die intensiven spartanischen Kontakte mit den Persern begannen im -4. Jh. mit jenem Vertrag, mit dem

- -404 Perser und Spartaner den Stadtstaat Athen zum Friedensschluβ zwangen.
- -396 schloβ Nepherites I. als erster Pharao ein Bündnis mit Sparta, worauf der spartanische König Agesilaos Palästina, also persisches Gebiet angriff.
- -393 gestand Sparta unter Ant(i)alkidos dem Satrapen Tiribazos zu, die persischen Ansprüche auf ganz Kleinasien seien rechtens.
- -386 schlossen der Nauarch Antalkidos und Artaxerxes II. den sogenannten Königsfrieden, der die Einfluβsphären von Persien und Sparta zu Lasten der anderen griechischen Städte absteckte.
- -361 erklärte sich Agesilaos bereit, als bezahlter Condottiere Pharao Tacho in Syrien und Palästina, also den Satrapenaufstand von. Datames und Aroandas gegen Artaxerxes II. zu unterstützen. In echter Condottiere-Manier ließ er Tacho während des Feldzugs im Stich und unterstützte dessen Bruder Nektanebos II. bei der Thronusurpation.
- -360/59 verstarb der 84jährige Agesilaos, kurz vor seinem zeitweiligen Gegner Artaxerxes II. (-358).

Damit sind die Spartaner ein aussichtsreicher Seevölkerkandidat. Ihr Name enthält die vier Konsonanten von PRST, der zweite Landesname Lakedaimonios oder Lakonike könnte als LK ins Ägyptische gelangt sein. Sie verachteten Pfeil und Bogen und kannten offenbar eine Frisur oder Kopfbedeckung, die genau der rätselhaften Federoder Strahlenkrone der PRST entspricht. Zumindest kommt eine Bronzestatuette aus dem -5. Jh., die in Sparta selbst gefunden worden ist (Hooker, Tafel 22), den ägyptischen Abbildungen so nahe wie nur irgend möglich. Weitere Darstellungen sind kaum zu erwarten, ist doch die archäologische Ausbeute lakonischer Kunst spartanisch-bescheiden. Deshalb kann auch nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob hier ein Spartaner oder ein Söldner dargestellt ist.

Allerdings: Als einziger Pharao hätte Tacho Grund gehabt, Spartaner als Feinde darzustellen. Doch er hatte keine Gelegenheit dazu, mußte er doch, nachdem dank Agesilaos die gesamte Offensive gescheitert war, sein Heil in der Flucht zum persischen Gegener suchen.

Antike Söldner

Nun waren die Spartaner rein zahlenmäßig nur eine winzige Kerntruppe (die Gesamtbürgerschaft zählte -371 keine 2.000 Personen; Hooker 273), während ihre eigentliche Armee fast ausschließlich aus Periöken, Verbündeten bestand. Das unterschied sie jedoch nur graduell von den übrigen Kontrahenten. Im -5. und -4. Jh. stand der griechische Söldner hoch im Kurs: In den Armeen von Dionysos I. fehlte er ebensowenig wie bei den Persern. Als der Satrap Kyros seinen Halbbruder Artaxerxes II. vom Thron stoßen wollte, warb er aus ganz Griechenland Söldner an. Zu Nektanebos' I. Zeiten standen in allen Armeen Griechen, beim Kampf Pharao gegen Großkönig sogar griechische Heerführer auf beiden Seiten. Und der spartanische König Agesilaos verdingte sich noch in hohem Alter als Söldnerführer, als sein Land durch die ewigen Kriege finanziell ruiniert war.

Iphikrates, ein anderer Condottiere mit Auftraggebern auf beiden Fronten, der auch die Flotte Athens befehligte, war der Erfinder der Peltasten: Eine geschulte Söldnertruppe von Leichtbewaffneten, die mit Lanze und Schwert den schwerbewaffneten Hopliten überlegen waren. Sie kamen -391 erstmals zum Einsatz. Iphikrates machte bei dem persischen Angriff auf Ägypten (-373), den Velikovsky als Seevölkerangriff interpretiert (1978, 70-74) den klugen Vorschlag, sofort nilaufwärts gegen Memphis vorzustoβen. Dies wurde vom persischen Befehlshaber Pharnabazos abgelehnt – mit dem Erfolg, daβ der gesamte

Angriff scheiterte und Iphikrates vor dem persischen Satrapen floh. Seine Peltasten wären der Konsonantenfolge wie der Bewaffnung nach ein geeigneter Kandidat für PLST, auch wenn mit diesem Begriff kein Volk, sondern eine Armee-Einheit bezeichnet worden ist.

Griechenland selbst war natürlich kein unerschöpfliches Reservoir an Söldnern, aber dafür hatte es Kolonien ringsum, in denen planmäßig die autochthone Bevölkerung rekrutiert, aber auch dem griechischen Geist zugeführt wurde. Damit wandert der Blick hinüber nach Italien.

Das Mittelmeer im -4. Jh.

In dieser Zeit ist das spätere "mare nostrum" der Römer noch hart umkämpft. Nachdem die großen Mächte Persien und Athen ihren Zenit überschritten haben, bemühen sich zahlreiche Mittelmächte um die Suprematie. So melden allein für Italien mindestens vier Mächte Herrschaftsansprüche an.

Im -5. Jh. dominierten noch eindeutig die Etrusker, deren Städtebund sich von ihrem Kerngebiet Toskana und Umbrien nach Süden bis nahe Cumae, nach Norden über Apennin und Poebene bis hin zu den Tessiner Seen ausbreitete. Zumindest damals waren sie gefürchtete Seefahrer, sprich Piraten, die keine andere Macht ringsum fürchten mußten.

Doch im -5. Jh. dringen die Kelten = Gallier = Galater über die Alpen vor. Ihre kriegslüsternen Stämme stellen einen schwer auszurechnenden Gegner dar. Rasch entreißen sie den Etruskern die gesamte Poebene und gründen das spätere Mailand; doch bleibt überall die etruskische Stadtkultur erhalten (inwieweit Kelten und Etrusker identisch sind oder aus gleichen Volksteilen bestehen, kann hier nicht behandelt werden). Im Grunde wollen sie überhaupt nicht herrschen, denn ihre Charaktereigenschaften - Tapferkeit, ein freier, stürmischer Sinn, viel Intelligenz, wenig Ausdauer, Disziplinlosigkeit, Prahlsucht und ewige Zwietracht - lassen Theodor Mommsen das lapidare Urteil fällen: "Solche Eigenschaften guter Soldaten und schlechter Bürger erklären die geschichtliche Tatsache, daβ die Kelten alle Staaten erschüttert und keinen gegründet haben" (1932, 97).

Ab -400 stoβen sie in immer neuen Wellen nach Süden vor: -396 fällt Melpum, -391 belagern sie Clusium (Chiusi), -390 (oder -387) wird nicht nur Rom zerstört und geplündert, sondern sogar ganz

unten am italienischen Stiefelabsatz das Volk der Japyger bekriegt; -367 dringen sie bis Alba vor, -361/360 ziehen sie bis nach Kampanien, -358 stehen sie schon wieder in Mittelitalien, -350 überwintern sie in den Albaner Bergen und schlagen sich an der Ostküste mit griechischen Piraten herum. -349 handeln sie sich eine schwere Niederlage ein, doch erst -335 endigt diese Welle keltischer Überfälle.

Gegenüber dieser "wilden, verwegenen Jagd" ist Rom unbedeutender Machtfaktor. Wir alle sind von einer vollkommen romhörigen Geschichtsschreibung verdorben worden, die uns suggerierte, Rom habe seit seiner Gründung -753 eine gewaltige Macht im Mittelmeerraum dargestellt. Davon kann überhaupt keine Rede sein. Erstens darf die Gründung Roms als Stadt getrost um mindestens 180 Jahre verjüngt werden (-575 gemäß dem Ausgräber von Rom, E. Gjerstadt), zweitens maß das Staatsgebiet der Römer am Beginn des -4. Jh. gerade 100 km im Durchmesser. Es sieht ganz so aus, als ob sie die Schwächung der Etrusker durch die Kelten zu ihrem ersten Angriff gegen eine etruskische Stadt nutzten und -396 Veji einnahmen. Die überlieferte 10iährige Belagerung dürfte die Ausformung einer Tradition darstellen, die den einst aus Troja vertriebenen Römern eine gleichlange Belagerung, diesmal aber mit siegreichem Ausgang bescheren sollte. Veji liegt lediglich 15 km von Rom entfernt, bedeutete aber gleichwohl für das am östliche Tiberufer liegende Rom den ersten Brückenkopf auf der westlichen, etruskischen Flußseite.

Wenige Jahre später wird das "große" Rom von den Kelten überrollt, und es bedarf der berühmten Gänse, um wenigstens die Burg
auf dem kapitolinischen Hügel zu retten. Hat dieser erste "sacco di
Roma" die römische Feldherrnkunst gezeugt? Denn nun erobern römische Truppen bis -350 das südliche Etrurien und stellen sich,
zusammen mit den Samniten, den Kelten entgegen. Dieser Expansion
im Wege waren die italischen Stämme im Osten und Süden: Aequer,
Volsker, Rutuler, Sabiner, Herniker. -378 gründen die Römer einen
Stützpunkt auf Sardinien, der ihnen aber 30 Jahre später von den
Karthagern untersagt wird. Diese hatten sich schon im -6. Jh. um die
Insel bemüht, auf der auch griechische Pflanzstädte gegründet worden
sind. Sarden standen seit -480, seit der Schlacht bei Himera als
Söldner in phönizischen Diensten; sie gelten im übrigen auch als
Iberer (Harms 14).

Trotz oder wegen Kelten und Römer bleiben die italischen Volksstämme virulent: Die Samniten drücken in der ersten Jahrhunderthälfte die Daunier aus deren Gebieten, die Lukaner besiegen die Terinäer, die Thuriner und Laos, eine griechische Kolonie an der Westküste. Auch die Bruttier bekämpfen die unteritalischen griechischen Kolonien, die sich -393 gegen die Lukaner verbünden. Das Los der griechischen Kolonien wird jedoch nicht von Italikern, sondern von einem Griechen, von Dionysios I. besiegelt.

Denn ganz im Süden hat sich ein neuer Schwerpunkt unter griechischer Oberherrschaft gebildet. Dionysios I. (ca. -432 bis -367) behauptet sich als eine Art konstitutioneller Tyrann gegen die Karthager, die -406 vergeblich Syrakus berennen. Im zweiten Punischen Krieg (-392) wirft er Karthago bis auf die westlichste Spitze Siziliens zurück und vereint alle Griechen- und Sikulerstädte Siziliens. -388 kommt Plato als Berater zu ihm. Zwei Jahre später bezwingt er mit lukanischer Hilfe Rhegio (Reggio) und kann damit auch die Stiefelspitze Italiens kontrollieren. Er gründet Kolonien in Apulien, in Ancona und weit oben an der Adria die gleichnamige Stadt, er baut Handelsbeziehungen mit dem griechischen Festland auf, paktiert mit Sparta und -381 mit den Kelten, die seitdem Söldnerdienste für ihn leisten (Meyer VIII, 155). Auch Griechen aus der Peloponnes, Sikuler, Kampanier und Iberer stehen in seinem Sold. Er greift illyrische Gebiete ebenso an wie den Hafen des mächtigen Cerveteri, den Stützpunkt etruskischer Seemacht.

"Unter ihm wurde Syrakus die größte Stadt nicht nur der griechischen Welt, sondern des ganzen Altertums: von dem anderthalbfachen Umfang des kaiserlichen Rom und einer Ausdehnung des Mauerrings, die 27,5 Kilometer betrug. Um die Verteidigung auf eine bis dahin unerhörte Höhe zu bringen, erichtete er nicht nur kolossale Befestigungen, sondern er wurde auch der Schöpfer der antiken Artillerie und eines neuen Typs der Schlachtschiffe, der Tetreren und Penteren <...> Auch zu Lande verwendete man mehrstöckige Türme, die sich auf Rädern bewegten: die oberen Stockwerke schleuderten Pfeile, Bleigeschosse und Steinkugeln, das unterste trug den Widder, einen starken Balken mit eisernem Kopf. Die bewegende Kraft bildeten elastische Tiersehnen, die, zwischen zwei Balken eingezogen und an den beiden Enden in entgegengesetzter Richtung gedreht, eine sehr bedeutende Spannung zu entwickeln vermochten. Diese sogenannten Torsionsgeschütze wurden um 400 in Syrakus erfunden" (Friedell 1949, 280f). Bis zum Tod von Dionysios I. ist Syrakus das "mächtigste Staatsgebilde des Mittelmeerraums" (Herzfeld 1963, 314).

Erst gegen -200 sorgte das republikanische Rom für eindeutige Verhältnisse in Italien.

Genereller Überblick der Volksstämme und Hauptzentren des antiken Italiens vom -5. bis zum -3. Jh. (Pallottino 130)



Auf dieser Karte weisen kleine Pfeile auf die Namen: Sarden, Sikuler (Sikaner), Koler, Bruttier, Lukaner, Daunier, Etrusker; der Platz der Aequer ist nördlich von Rom durch einen Stern bezeichnet. Man beachte die "dionysische" Stadt Adria im Po-Delta.

Italische Seevölker

Dieses brodelnde Italien des -4. Jh. drängt neue Identifizierungen für Seevölker geradezu auf. Sie können umso leichter akzeptiert werden, als die Orthodoxie mit Sarden (SRDN), Sikulern (SKLS) und "Proto-Etruskern" (TKR/TRS) ja bereits italische Völker an der Nilmündung mitkämpfen läβt.

- LK = Lukka sind die Lukaner, die Mitte des -5. Jh. eingewandert sind.
- Für JQ3W3S = Aqijawascha stehen die abgedrängten Aequer, die auch aiq-iq-lo, aiq-uo oder aiq-u-ano geschrieben worden sind (Pauly), und die vom -5. Jh. bis -304 erbitterten Widerstand gegen die Römer geleistet haben. Bei ihnen als einem nichtindogermanischen Volk ist Beschneidung eher vorstellbar als bei den griechischen Achäern.
- DNN = Danuna sind die Dauner, Daunioi, auch Damner genannt, die von Griechenland stammen (Pauly).
- Als PRST = Pereset bieten sich die Brutti, Brettioi, an. Sie haben nach dem Tod von Dionysios I. (-356) auf der Stiefelspitze sogar einen kurzlebigen Staat gegründet, der die griechischen Kolonien bekämpfte. Ihnen fehlt wie den velikovskyanischen Persern einer der ägyptischen Konsonanten.
- WSS = Weschesch, die den Sarden so ähnlich sein sollen, könnten die Oscier gewesen sein. Unter diesem Sammelnamen liefen wegen der gemeinsamen Sprache Samniten, Bruttier und Mamertiner. Die Samniten haben sich in ihren ausgemalten Gräbern mit Hörnerhelmen dargestellt (s.u.). Genauso möglich wären aber die Bewohner der äolischen Inseln, unabhängige Seeräuber, die unter dem Namen Aisolos (Ausones) bekannt waren.

Für die libyschen MSWS ist ebensowenig wie für die Mariannu ein italisches Volk vonnöten.

Den TRS, TKR, jenen in Italien heimischen Völkern, gilt noch eine Anmerkung. Ihr Auftauchen im -12. Jh. würde einen absoluten Anachronismus darstellen, während es im -4. Jh. für das gefürchtete Seefahrervolk der Tusker, Etrusker, Tyrrhener nahe läge, sich wegen des keltisch-römischen Zangengriffs wieder dem Meer anzuvertrauen. Mit dieser späten Datierung wird im übrigen eine Krücke hinfällig. Dicht vor der trojanischen Küste liegt Lemnos, auf dem schon vor der Jahrhundertwende Schriften zutagekamen, die als Altetruskisch oder als eine engstens mit dem Etruskischen verwandte Sprache angesehen werden. Dieser etruskische Einfluβ manifestierte sich im ganzen -7.

und -6. Jh. als Herrschaft über Lemnos und Imbros; beide Inseln wurden erst um -510 von Miltiades für Athen erobert (Pauly). Diese "Kolonie" konnte im alten Datierungsschema nie recht eingeordnet werden, schien doch Athen zu stark, um etruskischen Seeräubern jahrhundertelang Zugang zu diesen Inseln einzuräumen.

Sofern die Gelehrten den Etrusker überhaupt eine nach Lykien zurückreichende Wurzel zugestehen, würde ihr Aufbruch im -12. Jh. (nach dem Trojanischen Krieg) wie im -9. Jh. für diese lemnische Kolonie einfach zu früh kommen. Aber ein Aufbruch im -7./6. Jh. kann sehr wohl diesen Stützpunkt bis -510 hinterlassen haben.

Auffällig ist schließlich, daß TRS und SRDN mit rötlicher Hautfarbe dargestellt worden sind, während PLST, TKR, DNN und WSS gelbfarben auftreten (Stadelmann 1984). Die Etrusker haben sich auf ihren Grabfresken in Tarquinia ebenfalls mit roter Hautfarbe dargestellt.

Diese "neugefundenen" italischen Völker sind durchaus nicht unbekannt. Schließlich ist Lukanien noch heute eine Provinz Unteritaliens, deren Ausgrabungszentrum Paestum (Poseidonia, Paistos = PST) berühmt ist. Berühmt fast ausschließlich durch seine hervorragenden griechischen Tempel; dabei gäbe es noch mehr Bestaunenswertes: Im dortigen Museum finden sich auf Grabplatten die einzigen griechischen Freskenmalereien klassischer Zeit, die wir überhaupt kennen, also ein singuläres Exemplar jener Kunstgattung, die die Griechen selbst noch über ihre Plastik gestellt haben! Ebenso finden sich auch zahlreiche freskierte lukanische Gräber. Einen knappen Überblick gibt Stefan Steingräber (1989), der auch zwei Darstellungen gehörnter (oder geflederter) Helme (ebd., 9, 13) bringt. Paestum hat darüberhinaus einen echten Bronzehelm mit Zierflügeln und röhrenartigen Hörnern (für Federschmuck?) freigegeben (Napoli 1971, Abb. 95). Schon früher hat Franz Altheim auf diesen Brauch hingewiesen: "Der Hörnerhelm war in ganz Italien und besonders bei den samnitischen Stämmen in Gebrauch. Auf den Wandbildern in Capua und Paestum tragen ihn die Krieger. Erhaltene Helme zeigen, was gemeint war: Nachbildungen gewaltiger Stierhörner" (Altheim 1951, 45; vgl. Heinsohn/Illig 160). Es gibt also überhaupt keine Probleme, gehörnte Italiker in den Reliefs von Medinet Habu zu erkennen.

Nachdem zu dieser Zeit bereits keltische Söldner im Mittelmeer eingesetzt werden, ist im übrigen nicht auszuschließen, daß die "Federkrone" entsprechend keltischer Sitte aus mit Kalkmilch gesteiften Haaren bestand (lt. Diodor; Cunliffe 44). Das Söldnerheer des Dionysios wollte ernährt sein. "Üblicherweise" hatte es wie jedes Heer

seinen Unterhalt selbst zu requirieren, sprich zu erobern; in Friedenszeiten wurde es deshalb zweckmäßigerweise "weitervermietet".

Die "Seevölker" waren italische Söldnertruppen

Damit kehren wir zu Velikovsky zurück, der den persischen Angriff gegen Nektanebos I. mit der Seevölkerschlacht identifiziert hat. Nachdem das Pfeil-und-Bogen-Argument unerbittlich gegen seine Gleichsetzung PLST = Perser spricht, hat der Pharao keine Perser, sondern ihre griechischen Söldnertruppen, die sich wohl vorrangig aus italischen Stämmen rekrutierten, abbilden lassen – ein umso plausibler Gedanke, als Perser nicht von Haus aus Schiffsbesatzungen stellten. Somit ist Velikovskys Szenario im Grundsätzlichen gewahrt: Kampf Persiens gegen Ägypten im -4. Jh. Die -343 erneut in Ägypten eindringenden Perser finden sich nicht auf den Reliefs dargestellt, müssen sie also auch nicht zerstören. Somit sind Darstellungen und Überlieferung deckungsgleich, und Ramses III. ist weiterhin identisch mit Nektanebis I. (-380 bis -362).

Nachbemerkung zu H. Friedrichs Brückenschlägen

Dieser schon 1990 entworfene Artikel entstand dank spezieller Anregung. Damals brachte H. Friedrich sein Heft mit dem barock-ausschweifenden Titel Velikovsky, Spanuth und die Seevölker-Diskussion: Argumente für eine Abwanderung atlanto-europäischer spät-bronzezeitlicher Megalith-Völker gegen 700 v. Chr. in den Mittelmeerraum in zweiter, auf 112 DIN A 4-Seiten erweiterter Auflage heraus. (Es kann bei Dr. Horst Friedrich, 8031 Wörthsee-Auing, Hauptstr. 52 für 28,- DM bezogen werden.)

Seine Kerngedanken: Friedrich siedelt in partieller Anlehnung an Spanuth die Seevölker nicht im (vorrangig östlichen) Mittelmeerraum an, sondern im vor-indoeuropäischen ("iberischen") atlantischen Nordwesten Europas. Dazu bewegen ihn die in Medinet Habu dargestellten hochseetüchtigen Schiffstypen, nichtmediterrane Griffzungenschwerter, Hörnerhelme und nordwesteuropäische Bronzezeit-Kleidung (ebd., 6).

Dagegen übernimmt Friedrich weder Spanuths Datierung (-1200) noch die Gleichsetzung PRST = Philister. Stattdessen entscheidet er sich für die Glasgower Datierung von Ramses III. bei -700 (ebd., 12). Velikovskys Datierung ins -4. Jh. akzeptiert er nicht, weil ihn zum einen Farbreste auf den Reliefs von Medinet Habu Bronzeschwerter mutmaβen lassen, die ihm so kurz vor Alexander zu altertümlich

erscheinen (ebd., 16). Zum anderen passen ihm die Hinweise auf Naturkatastrophen, die in den Medinet-Habu-Texten vorkommen, viel besser ins -8./7. Jh. als ins -4. Jh. (ebd., 70).

Friedrich sieht um -700 ungefähr folgendes Geschehen: Eine von Marokko bis Südskandinavien verbreitete spät-bronzezeitliche, atlanto-europäische Zivilisation hamito-semitischer ("iberischer") Sprache(n) und mit einer Alphabetschrift wird durch Naturkatastrophen im ausgehenden -8. Jh. vernichtet. Die betroffenen Völker wandern, zusätzlich getrieben durch indogermanisch-skythische Völker, in den Mittelmeerraum, wo sie als "Seevölker" gegen Ägypten unterliegen, aber als Dorer das mykenische Griechenland überwältigen (ebd., 44).

Der Rezensent kann dem nicht zustimmen, weil er die zahlreichen stratigraphischen und sonstigen Hinweise auf die Abfolge "Spätes Neues Reich" direkt unter/neben der Perserzeit für gewichtiger hält als die schwer bewertbaren Farbspuren an den Reliefs Ramses' III.

Gleichwohl erscheinen ihm die Erweiterungen der 2. Auflage beachtenswert. Friedrich hat der eigentlichen Seevölker-Betrachtung und der Analyse der Medinet-Habu-Texte eine Vorbemerkung beigesellt, die zahlreiche mit den Seevölkern verknüpfte Ansätze vereint. Er leistet damit einen wertvollen Beitrag zu der von ihm vielfach beschworenen "Amalgamierung" verschiedenster Szenarien: C. Covey (1987), J. Deruelle (1990), Barry Fell (1976), R. Hachmann (1962), Charles Hapgood (1966), G. Heinsohn (1988, 1990), Thor Heyerdahl (1970 u.a.), H. Illig (1988, 1990), Jacques de Mahieu (1982, 1985), Flinders Petrie (1912), Hans Steuerwald (1983), Uwe Topper (1978), Jacques Touchet (ab 1988), Helmut Tributsch (1986), A. Wirth (1928).

Die von H. Friedrich gewünschte Verbindung von Heyerdahls Thesen mit denen von Heinsohn und Illig ist bereits erfolgt, indem der Rezensent Heyerdahls Ägypter nicht mehr 2.000 Jahre lang auf dem Atlantik dümpeln läßt, sondern ihnen nach -600 zügige Fahrt bis Mesoamerika ermöglicht (Illig 1990). Umgekehrt hat Heyerdahl inzwischen die rekonstruierte Chronologie kennengelernt (persönlich durch G. Heinsohn), sich aber noch nicht explizit zu ihr geäußert.

Bibliographie:

Altheim, Franz (1951): Römische Geschichte. Band 1: Die Grundlagen; Frankfurt/ Main Cunliffe, Barry (1980): Die Kelten und ihre Geschichte; Bergisch Gladbach

Friedell, Egon (1949): Kulturgeschichte Griechenlands; München

Friedrich, Horst (1990): Velikovsky, Spanuth und die Seevölker-Diskussion; Zweite erweiterte Auflage; Wörthsee

Harms Geschichts- und Kulturatlas (1965); Berlin

Heinsohn, Gunnar (1989): "Persische Hyksos und Ägypten oder Waren Herodots Assyrer

aus dem -7. Jh. identisch mit den Sargoniden?" in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart I (4)

Herzfeld, Hans (Hrsg.1963): Geschichte in Gestalten; Frankfurt/Main

Hooker, J.T. (1982): Sparta - Geschichte und Kultur; Stuttgart

Illig, Heribert (1990): "Transatlantische Kontakte nicht vor -600"; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart II (1)

Keating, Rex (1976): Nubian Rescue; London

Meyer, Eduard (1952-58): Geschichte des Altertums, Band III; Essen

Mommsen, Theodor (1932): Römische Geschichte. Gekürzte Ausgabe; Wien-Leipzig

Napoli, Mario (1971): Paestum; Novara

Pallottino, Massimo (1987): Italien vor der Römerzeit; München

Sandars, Nancy K. (1985): The Sea Peoples. Warriors of the ancient Mediterranean; London (1. Auflage 1978)

Spanuth, Jürgen (1980): Die Philister, das unbekannte Volk; Osnabrück

Stadelmann, Rainer (1984): "Seevölker"; in: Lexikon der Ägyptologie Bd. V, Wiesbaden

Steingräber, Stefan (1989): "Grabmalerei in Unteritalien - Campanien, Lukanien, Apulien"; in: Antike Welt XX (4) 3

Velikovsky, Immanuel (1978): Die Seevölker; Frankfurt/Main

Yadin, Yigael (1963): The Art of Warfare in Biblical Lands in the Light of Archaeological Discovery; London

Volkshochschule Krefeld

Dr. Carl-Georg Böhne hat zusammen mit Gabriele Dregger und Ingrid Hopp vom 3. - 21.6.91 die Ausstellung veranstaltet:

Cheops - Stonehenge

Mit Hilfe von Collagen, Computer und Schreibmaschine wurden die Thesen der Bücher von G. Heinsohn und H. Illig ('Vorzeit', 'Sumerer' und 'Pharaonen') in eine visuelle Darbietung umgesetzt. Die zentrale Stellwand zeigte anhand reichen Kartenmaterials die Alte Welt, ihre kulturellen Zentren und ihre Handelswege. Auf den beiden anderen Wänden präsentierten sich in vier Registern (für -11./9., -8./7., -6./5., -4./3. Jh.) die Abbildungen typischer Motive wie Schriften, Handelswaren, Skulpturen, Archetypen oder Schiffe. Darunter vereinigten Groβcollagen die Motive der einzelnen Kulturräume zu einem ästhetischen Ganzen. Die Ausstellung eröffnete H. Illig mit einem Vortrag über Grundgedanken der Rekonstruktion.

Die leicht transportablen Stellwände werden gerne für Ausstellungen andernorts zur Verfügung gestellt. Kontaktadresse:

Dr. Carl-Georg Böhne, 4150 Krefeld, Luisenstr. 76

Baierns "dunkle Jahrhunderte" Kann eine Verkürzung der früh-mittelalterlichen Chronologie Licht auf zwei bislang ungeklärte Probleme der baierischen Anfänge werfen? Horst Friedrich

Die von H. Illig (1991a,b) vorgetragene kühne These, an der konventionellen abendländischen Geschichtsrechnung müßte eine mehrhundertjährige Verkürzung vorgenommen werden, mag auf den ersten Blick abwegig, bizarr, aussichtslos erscheinen. Allein – von der überstürzten Formulierung verwerfender Pauschalurteile ist abzuraten. Es ist eine alte Lebenserfahrung, und ein Studium der Geschichte der Wissenschaften bestätigt es: Wo Wissenschaft ist, da ist auch Irrtum. Die Liste wissenschaftlicher Irrtümer ist besorgniserregend lang und wird täglich länger. Auch die Geschichtsforschung ist eine Wissenschaft.

Dementsprechend können auch ihre Aussagen nur eine relative, partielle und vorläufige Glaubwürdigkeit beanspruchen. Unsere Unwissenheit über die frühmittelalterliche europäische Geschichte ist auch heute noch so riesengroβ, wie sich dies der Laie wohl kaum vorstellt, zumal ihm populäre Darstellungen listenreich eine intime Kenntnis der Völker, Personen und Verhältnisse jener Zeit vorgaukeln. Diese unsere riesengroβe Unwissenheit sollte uns Anlaβ genug sein, auch Illigs These zunächst einmal dankbar entgegenzunehmen und ihre problemlösende Potenz an ausgewählten Themenkomplexen einer Probe zu unterwerfen. Es wird sich dann schon zeigen, was sie wert ist.

Der Verfasser möchte vorschlagen, als einen hierfür besonders geeigneten Themenkomplex die baierischen "dunklen Jahrhunderte" heranzuziehen, jene kritische Phase der baierischen Ethnogenese, in der – nach dem konventionellen Szenario – parallel zum Merowingerreich, zum Reich Karls des Groβen und zum "Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation" aus dem Dunkel der Völkerwanderungszeit das baierische Stammesherzogtum entsteht, das dann 1180 Friedrich Barbarossa den Wittelsbachern überträgt.

Sollte Illigs tentative These einer geschichtsverfälschend gedehnten frühmittelalterlichen Chronologie zu Recht formuliert worden sein, so würde für diese ganze verwickelte Metamorphosen-Reihe nur noch ein stark geschrumpfter Zeitraum zur Verfügung stehen. Die baierischen "dunklen Jahrhunderte", von der umstrittenen Einwanderung um 500 bis zum konsolidierten baierischen Stammesherzogtum, würden sich in einem solchen Szenario erheblich anders darstellen, als man bisher glaubte. Der Verfasser möchte mit diesem kurzen Beitrag dazu

anregen, die Haltbarkeit der illigschen Arbeitshypothese an zwei sich besonders aufdrängenden Teil-Themenkomplexen zu überprüfen: an den Problemen der baierischen Ethnogenese und der Christianisierung der Baiern.

Probleme der baierischen Ethnogenese

Der Verfasser liebt es, die geschichtlich gewordene ethnische Zusammensetzung eines Volkes in Analogie zu einer geologischen Schichtenfolge darzustellen, mit "Ablagerungsdaten" für die verschiedenen ethnischen Schichten. Auch dieser Vergleich hinkt: Die ethni-

"Ablagerungsdaten" in konventioneller Chronologie

1945	Sudetendeutsche, Schlesier,		
ca. 800	Avaren-Reste		
ca. 508	"Baiern" (= Sueben, Skiren, Heruler, Osen-Sadagen, Hunnen-, Sarmaten- und Goten-Reste)		
ca. 450	Alamannen-Sueben		
ab -15	"Romanen"		
ca500	Kelten		
ca700	Rāto-Berber (Ligurer)		
	1.		

schen Schichten bleiben natürlich nicht - wie geologische Schichten - getrennt, sondern vermischen sich im Laufe der Zeit. Die vorstehende Graphik möge verdeutlichen, wie etwa eine solche "ethnische Schichtenfolge" für den baierischen Volksstamm auszusehen hätte:

In einer zukünftigen Arbeit beabsichtigt der Verfasser, eine kritische Betrachtung der bisherigen Vorstellungen über die baierische Ethnogenese vorzulegen und darin zu zeigen, wie wenig die bisherigen Vorstellungen befriedigen können, wenngleich gewisse Autoren (Eberl 1966, Mitscha-Märheim 1950) wohl einen größeren Grad an Wahrscheinlichkeit für die von ihnen vorgelegten Szenarien beanspruchen können als andere. Es fängt schon damit an, daß die meisten Autoren - von den Barockgelehrten (etwa Einzinger v. Einzing 1777) bis zu Bosl (1990) - implizit den Eindruck erwecken, als hielten sie die Kelten für autochthon in Baiern. Als gäbe es autochthone Völker auf unserem Planeten! Der Verfasser hat deswegen in unsere Erinnerung zurückgerufen (Friedrich 1990), daß wir mit einer vorkeltischen, rätoligurischen (berberischen) Vorbevölkerung zu rechnen haben. Darauf hatte bereits Wirth (1928) hingewiesen, und die Entdeckung von Obermayr (1971, zitiert bei Topper 1977, 211), daß bei den Norikern eine iberische Schrift verwendet wurde, bestätigt es.

Es muß mit aller Deutlichkeit unterstrichen werden, daß sich alle Völker auf unserem Planeten in einer derartigen "ethnischen Schichtenfolge", wie sie oben am Beispiel der Baiern verdeutlicht wurde, entwickelt haben. Es gibt nichts anderes. Alle Ethnien werden immer wieder überlagert durch andere Ethnien, und die daraus resultierende Vermischung führt zu einer abgewandelten Völkerpersönlichkeit. Ein Volk ist also nichts Statisches, sondern etwas gewissermaßen in einem nie endenden alchemistischen Evolutionsprozeß, mit immer wieder neu hinzugefügten Ingredienzen, Begriffenes.

Unter diesen Umständen muß es befremden, wie plötzlich eine paradigmatische Ideologie Anhänger gewinnen konnte, die allen Ernstes behauptet, bei der baierischen Ethnogenese habe es überhaupt keine Einwanderung oder Landnahme gegeben und die Baiern hätten sich – ein ans Rätselhaft-Wunderbare grenzender Vorgang! – an Ort und Stelle gebildet (Bosl 1990, 37; Reindel 1966, 199). Bemerkt denn niemand, daß sich hier der logische Faden verwickelt hat, daß ein Widerspruch in sich selbst vorliegt? Dazu gezwungen durch die inhärente Widersprüchlichkeit dieses Paradigmas, muß Bosl (1990, 38) schließlich sogar postulieren: "Daß die Baloarii aber zum Althochdeutsch sprechenden Stamm wurden, ist die Folge der Überlagerung durch die Franken ..." Das glaube, wer kann!

Entscheiden gegen diese paradigmatische Ideologie spricht bereits der Baiern/Bajuwaren-Name, wie Reindel (1981, 465) selbst später bemerkt; ebenso die Existenz eines slowakisch-nordungarischen Baiwaría (Mitscha-Märheim 1950, 219). Die noch von Menghin (1990, 75) vertretene Behauptung, "die populäre Vorstellung von der Einwanderung der Bajuwaren als sozusagen geschlossene Volksgruppe kann nach den Ergebnissen der jüngsten Forschung nicht mehr aufrechterhalten werden", muß daher umso verwunderlicher erscheinen, als dieser Autor selbst zugibt, daß "die archäologische Argumentation auf wackeligen Beinen steht" (Menghin 1990, 94).

Überdeutlich zeigt auch die ausgezeichnete Zusammenfassung von M. Menke (1990, 123-220) über das 1986er Symposion auf Stift Zwettl, wo man sich mit den letzten 150 Jahren Forschungsgeschichte zu den Anfängen des Baiernstammes beschäftigte, daß wir im Grunde noch immer nicht viel weitergekommen sind als zu Zeiten des Spätbarock. Allen apodiktisch vorgetragenen Szenarien zum Trotz gilt unverändert Reindels (1981, 451) Urteil: "Herkunft und Landnahme der Bajuwaren sind ein Problem, das die Forschung bis heute nicht befriedigend gelöst hat", respektive die Feststellung Störmers (1988, 452), daß "das Problem der Entstehung des Baiernstammes sich der Forschung heute schwieriger denn je gestaltet".

Zurück zu Illigs stark zusammengeschobener Chronologie. In ihr stehen vielleicht nicht mehr als rd. 50 Jahre zur Verfügung, um die folgenden Phasen des Geschehens (konvent. datiert) unterzubringen:

- ab +400 Ausbreitung der Alamannen über Vindelicien und Norikum
 - +406 Durchzug ungeheurer Völkermassen (Wandalen, iranische Alanen, Markomannen, Quaden, Sarmaten, Gepiden etc.) durch Vindelicien auf dem Weg nach Westen.
- bis +453 Ein Großteil der späteren Baiern (Sueben, Skiren ...) lebt im slowak.-nordungarischen Baiwaría (Mitscha-Märheim 1950, 219), in symbiotischer Nachbar- und Bundesgenossenschaft mit den Hunnen.
- +493/508 Einwanderung der Baiern (Sueben, Skiren, Heruler, Osen-Sadagen, Hunnen-, Sarmaten- u. Gotenreste) in Vindelicien

Dies würde aber bedeuten, daß damals über eine Generation der oberflächlich romanisierten und christianisierten räto-keltischen Vorbevölkerung Vindeliciens wiederholt Katastrophen hereinbrachen, die man nur mit erdrutschartigen Naturkataklysmen vergleichen kann, die alles niederwalzen. Diese Ereignisse dürften die räto-keltische Vorbevölkerung derart demoralisiert, dezimiert und ihrer kulturellen

Identität beraubt haben, daß sie sich widerstandslos – als weiteren Bestandteil der so heterogenen Bevölkerung – dem auf Homogenisierung zielenden Prozeß der Entstehung des baierischen Stammesherzogtums, seinem sozialen Gefüge und seiner allgemeinen Kultur einfügte.

So könnte der für die "Bojerfabel" (Quitzmann 1873, 8) so abträgliche, sonst – angesichts der zahlreichen räto-keltischen Vorbevölkerung – unverständlich bleibende Befund plausibel gemacht werden, daß nämlich im ganzen altbaierischen Raum nach dem so gründlich arbeitenden Quitzmann (ebd., 11f.) keine einzige Erinnerung an keltische Tradition oder an die keltischen Götternamen aufgefunden werden kann. Im Gegenteil zeigen alle derartigen Forschungen, daß der tonangebende Bestandteil der um (konventionell) 500 einwandernden Baiern ursprünglich zu den Wanen-Verehrern um die Deutsche Bucht gehört haben muß, der allerdings- obwohl zu den Westgermanen gehörig und im Gegensatz zu allen anderen deutschen Volksstämmen – auf seinen Wanderungen weit in den Südosten Europas (Heruler etc. am Schwarzen Meer!) hinunter kam, bis an die Grenzen Asiens womöglich.

Probleme der Christianisierung der Baiern

Könnte Illigs stark komprimierte frühmittelalterliche Chronologie auch zu einem besseren Verständnis der uns heute noch sehr dunklen Vorgänge bei der Christianisierung der Baiern verhelfen? "Das Volk der Bajuwaren hat sein Christentum von merkwürdig vielen Völkern erworben", sagt ein so großer Kenner der Materie wie Pater Romuald Bauerreiß, O.S.B. (1924, 43), ein offenes Wort von einem Gottesmann jener römisch-katholischen Kirche, die auch heute noch – aussichtslos, weil dem Zeitgeist entgegen – bemüht erscheint, die missionarischen Leistungen ihrer großen Vorgänger und Konkurrenten, der arianischen Kirche und der irischen Culdeer-Kirche, zu verdunkeln.

Es soll hier nicht von dem zweifellos meist nur oberflächlichen römischen Staats-Kirchenchristentum der räto-keltischen Vorbevölkerung Altbaierns die Rede sein. Kaum bezweifelt kann werden, daß bei den im slowakisch-nordungarischen Baiwaría sitzenden Baiern arianische Sendboten mit mehr oder minder großem Erfolg versucht haben werden, ihre Richtung des Christentums – bis heute für die römischkatholische Kirche eine gefährliche Irrlehre – zu verbreiten. Dafür spricht, daß, lange vor Rom, die arianische Kirche ausgedehnte und generell erfolgreiche Missionierungsaktivitäten unter den keltischgermanischen Völkern Mittel- und Westeuropas verfolgte. Bald nach der Übersiedelung der Baiern von Baiwaría ins heutige Baiern began-

nen die Sendboten der irischen Culdeer-Kirche auch im altbaierischen Raum mit ihren Aktiviäten, die in der Bevölkerung sehr gut ankamen (Bauerreiβ 1924 passim). Erst nachdem, mit Hilfe des "weltlichen Armes", der arianische und irische Einfluß unterdrückt worden war, gelang es der römisch-katholischen Kirche, im baierischen Raum bleibend Fuß zu fassen.

Wiederum soll auch hier gefragt werden: Welche Auswirkungen hätte die illigsche Verkürzung der frühmittelalterlichen Chronologie auf unsere Vorstellungen darüber, wie die verschiedenen Wellen der Christianisierung der Baiern verlaufen sein könnten? Bedenkt man den nachhaltigen und bleibenden Eindruck, den die irische Mission in der altbaierischen Bevölkerung hinterlassen hat, was sich in mancherlei Brauchtum bis zum heutigen Tage erhalten hat (Bauerreiß 1924, passim), so will es gänzlich unmöglich erscheinen, den Iren für diese Leistung nur die überaus kurze Zeit zuzubilligen, die ihnen in der illigschen Chronologie dafür verbleiben würde, sofern das konventionelle Szenario einer frühzeitigen Einbeziehung des fränkisch-deutschen Reichsgebietes in eine römische Kirchenorganisation stimmt. Der Verfasser sieht in dieser Unmöglichkeit aber keineswegs automatisch ein "Killer-Argument" gegen die illigsche Chronologieverkürzung. Er möchte im Gegenteil daran erinnern, daβ, wie wir eben sahen, das singuläre baierische Phänomen eines totalen Verlustes aller Erinnerung an keltische Tradition und Glaubensvorstellungen - und dies nota bene trotz einer zahlreichen räto-keltischen, in den Baiern aufgegangenen Vorbevölkerung - doch zweifellos eine Deutung im illigschen Sinne als durchaus nicht abwegig erscheinen läßt. Sollte nun aber die illigsche Chronologieverkürzung zu Recht postuliert worden sein, so würde in der Tatsache der bleibenden und starken Erinnerung an das Wirken der culdeischen Glaubensboten ein starkes Verdachtsmoment dafür vorliegen, daß die Einbeziehung des baierischen Stammesherzogtums in die römische Kirchenorganisation kaum vor 1000 erfolgt sein kann.

Bibliographie:

Bauerreiß, Romuald (1924): Irische Frühmissionäre in Südbayern; München

Bosl, Karl (1990): Bayerische Geschichte; München

Eberl, Bartholomäus (1966): Die Bajuwaren; Augsburg

Einzinger von Einzing, Johann Martin Maximilian (1777): Kritische Prüfung über die letzthin im Drucke erschienene Muthmaßung, daß die Bajoarii nicht von gallischen Bojis, sondern von den Longobardis abstammen, und ein Zweig dieser Nation sind: München

Friedrich, Horst (1990): Berberische Ortsnamen in Altbaiern? in Lech-Isar-Land,

Weilheim, S. 136

Illig, Heribert (1991a): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 1-91

Illig, Heribert (1991b): Halley, Novaevae, China - Zur Synchronisierung der Alten Welt, in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 2-91

Menghin, Wilfried (1990): Frühgeschichte Bayerns; Stuttgart

Menke, Manfred (1990): 150 Jahre Forschungsgeschichte zu den Anfängen des Baiernstammes; in: Friesinger, Herwig & Daim, Falko (Hrsg.): Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern, Teil II, Veröffentlichungen der Kommission für Frühmittelalterforschung der Österr. Akademie der Wissenschaften; Wien

Mitscha-Märheim, Herbert (1950): Die Herkunft der Baiern; in Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXX/1-2; Horn-Wien

Obermayr, August (1971): Kelten und Römer am Magdalensberg; Wien

Quitzmann, E.A. (1873): Die älteste Geschichte der Baiern bis zum Jahre 911; Braunschweig

Reindel, Kurt (1966): Herkunft und Landnahme der Bajuwaren in der neueren Forschung; in Eberl, op.cit.

Reindel, Kurt (1981): Die Bajuwaren - Quellen, Hypothesen, Tatsachen; in Deutsches Archiv zur Erforschung des Mittelalters S.37-81

Störmer, Wilhelm (1988): Beobachtungen zu Aussagen und Intentionen der bayerischen Stammes-"Sage" des 11./12. Jahrhunderts, Fiktionen - Sage - "Geschichtsklitterung"; in Fälschungen im Mittelalter, Internationaler Kongress der Monumenta Germaniae Historica in München, 16.-19.9.1986; Hannover

Topper, Uwe (1977): Das Erbe der Giganten: Olten/Freiburg

Wirth, Albrecht (1928): Das Geheimmis der Urworte, Rassenkunde und Rassenphilosophie, Berber in Deutschland: Zeitz

Dr. Horst Friedrich, 8031 Wörthsee-Auing, Hauptstr. 52

Nachdem überraschend viele neue Abonnenten auch die alten Hefte nachbestellen, haben sich bei den Heften 5-89 und 1-90 die Vorräte erschöpft. Ihr Nachdruck hat sich durch dieses umfangreiche Heft und die vorangegangene Tagung über Gebühr verzögert. Deshalb entschuldigt sich der Herausgeber auf diesem Wege bei den Wartenden und verspricht baldige Erstellung nach Auslieferung dieses Heftes.

Deutsche Literatur im Mittelalter Zu ihrer Entwicklung Manfred Zeller

Die deutsche, genauer die deutschsprachige Literatur hat eine merkwürdige Entstehungsgeschichte, die sich in drei zeitlich getrennten Anfängen manifestiert. Fast erwartungsgemäß tauchen die ersten volkssprachlichen Texte in jener Karolingerzeit auf, in der nicht nur von den Bemühungen um eine grammatica patrii sermonis berichtet wird, sondern auch vom Sammeln alter Heroenlieder. Dann reißt die Entwicklung im "Dunklen Jahrhundert" des Mittelalters ab, das grob von den Daten 850 und 950 umrissen wird. Aber auch danach beginnt noch kein kontinuierlicher Aufschwung, sondern zunächst nur eine Episode, wie Prof. Dr. Dieter Kartschoke von der FU Berlin dies 1990 anschaulich in ersten Band einer auf drei Bände ausgelegten Literaturgeschichte des Mittelalters geschildert hat:

"Die Verschriftlichung der Volkssprache und die Entstehung einer deutschen Literatur, die mehr ist als die zufällige Ansammlung einzelner, voneinander isolierter Texte, ist ein langwieriger, verschlungener und in der Frühphase vielfach unterbrochener Prozeβ. Zwar geht volkssprachliche Schriftlichkeit nach ihrem Beginn im 8. Jahrhundert (auf dem Kontinent) wohl nie mehr ganz verloren, aber eine kontinuierliche Literaturproduktion setzt überhaupt erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ein" (Kartschoke 52).

Gelehrte Bemühungen, ein dichtes Netz von Einflüssen und Abhängigkeiten für die Frühzeit zu knüpfen, waren nicht von Erfolg gekrönt. Statt dessen werden heute drei getrennte Anfänge gesehen:

"Sie (die reine Textüberlieferung) setzt im ausgehenden 8. Jahrhundert mit katechetischen Stücken (Beichtformel, Credo, Paternoster), einer Interlinearversion der Benediktinerregel und der Musterübersetzung eines Isidorischen Traktats ein, führt zu den Höhepunkten der monumentalen Bibelepik im 9. Jahrhundert und bricht kurz nach 900 abrupt ab. Für etwa ein Jahrhundert scheint die noch junge deutsche Literatur zu schweigen. Zumindest aber schweigt die Überlieferung, bis im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts der St. Galler Mönch Notker III. sein großes und gelehrtes Werk der Übersetzung und teilweise deutschen Kommentierung biblischer und theologischer Schriften und in erstaunlich breitem Umfang auch antiker Poesie in Angriff nimmt (...) Erst seit etwa 1060 beginnt schließlich, in sehr weit voneinander entfernten Regionen des deutschen Sprachraums und fast

gleichzeitig, eine volkssprachliche Literatur ans Licht zu treten <...>
Danach reißt der Strom (zunächst immer noch geistlicher) deutscher Literatur nicht mehr ab" (Kartschoke 53f.).

Um 1060 also beginnt "dieser dritte Neueinsatz (nach der karolingischen Phase und der isolierten St. Galler Schulschriftstellerei Notkers)" in der deutschen Literatur (ebd. 53). Notker (950-1022), der bezeichnenderweise auch Teutonicus genannt worden ist, machte trotz Schüler nicht Schule: "Das Beispiel seiner je nach Bedürfnis mit lateinischen Wendungen durchsetzten 'Mischprosa' blieb allerdings nahezu ohne Wirkung und Nachfolge" (Brockhaus 1971).

Damit stehen drei Daten unverbunden hintereinander, soweit wir die Überlieferungsverluste richtig einschätzen: 790, 1000, 1060. Damit stellt sich die Frage, ob dieser "Dreisprung" der einstigen Realität entspricht.

Merkwürdig gebrochen wie der wiederholte Anfang deutschsprachiger Literatur ist auch die Entwicklung der deutschen Orthographie und Grammatik. Der Weißenburger Mönch Otfrid hat Mitte des 9. Jh. mit der Schwierigkeit gerungen, die deutsche Sprache in eine schriftliche Form zu bringen. Vor demselben Problem steht aber auch Notker III. im ausgehenden 10. Jh. Beide müssen neue Rechtschreibregeln entwickeln, worüber sie in Briefen berichtet haben. Bei dem jüngeren Notker scheint die alte Zeit stehengeblieben zu sein, die noch nichts von methodischer Konsequenz gehalten hat:

"So konnte noch im ausgehenden 10. und beginnenden 11. Jahrhundert der St. Galler Mönch Notker III. seine Bemühungen um eine
angemessene deutsche Umsetzung lateinischer Gelehrsamkeit als eine
'fast unerhörte' Aufgabe verstehen. Sein Schüler Ekkehard IV. von St.
Gallen feierte ihn gar als den, der als erster (!) die barbarische
Sprache geschrieben und bekömmlich gemacht habe" (Kartschoke 25).

Jener Ekkehard schreibt, als hätten für das berühmte St. Galler Scriptorium, das wie der St. Galler Idealplan aus karolingischer Zeit stammt, die Karolinger nicht existiert. Sie sind genauso wenig in seinem Bewußtsein verankert wie die erste Bibelübersetzung in eine germanische Sprache, für die gleichfalls Schrift und Schriftzeichen kreiert werden mußten: Wulfilas gotische Bibel, die um 369 begonnen worden ist, rund 750 Jahre vor Notker!

Haben also die spätkarolingischen Dichter und Schriftsteller gar nicht früher als Notker gelebt? Eine Umdatierung der karolingischen Literatur könnte auch eine andere Ungleichzeitigkeit lösen. Der Stabreim taucht in der deutschen wie in der französischen Literatur nicht nur 200 Jahre später auf als in England, sondern endigt auch noch 200 Jahre früher:

"Die Form dieser christlich kontrafizierten germanischen Poesie war der Stabreim. Während aber der traditionelle Stabreimvers in der englischen Literatur bis zur normannischen Eroberung im 11. Jahrhundert und – in anderer Form – in den nordischen Literaturen noch länger in Gebrauch blieb, bricht die christliche Stabreimdichtung auf dem Kontinent schon nach der Mitte des 9. Jahrhunderts unvermittelt ab" (Kartschoke 94).

Der schon genannte Otfrid steht für diesen Wendepunkt:

"Mit Otfrids 'Evangelienbuch' kommt der Reimvers zum Durchbruch, nach ihm gibt es den Stabreimvers in der literarischen Überlieferung deutscher Sprache nicht mehr" (Kartschoke 94).

Doch dieser karolingische Mönch steht den Zielen von Ekkehard IV. genauso nah wie dessen Lehrer Notker III.:

"Nicht dem Stabreimvers setzt Otfrid seinen Endreimvers entgegen, sondern vielmehr der reimlosen metrischen Versdichtung der Antike. Mit ihr will das 'Evangelienbuch' konkurrieren, sie dank der in ihm aufgehobenen Heilswahrheit sogar übertreffen. Wenigstens legt das erste Kapitel <...> diesen Anspruch nahe, wie er knapp zweihundert Jahre später von Ekkehard IV. von St. Gallen im Prolog des 'Liber Benedictionum' explizit formuliert wird: 'obgleich Cicero das Homoioteleuton <Endreim> in häufigem Gebrauch als vitiosus ablehne, werde er auf Wunsch des Diakons Johannes in Versen mit Endreim dichten, wodurch seine christliche Dichtung formvollendeter würde als die gesamte antike Poesie' (Ulrich Ernst)" (Kartschoke 95).

Ein wesentlicher Anteil der mittelalterlichen Literatur bestand aus Übersetzungen theologischer Werke. Die ältesten werden in die Zeit um 800 datiert und einem Autor aus der unmittelbaren Umgebung Karls des Großen zugeschrieben (Kartschoke 106). Er war ein Könner, "überwiegen doch die Gemeinsamkeiten eines ungewöhnlichen Sprachverständnisses und der Angemessenheit des jeweils gewählten deutschen Ausdrucks. Solange man einem einfachen Entwicklungsbegriff in der Literaturgeschichte anhing, mußte das deshalb irritieren, weil erst etwa zwei Jahrhunderte später bei Notker III. von St. Gallen eine derart hochstehende Übersetzungsliteratur wieder anzutreffen war, während in der Zwischenzeit das scheinbar unbeholfene Prinzip der Wort-für-Wort-Übersetzung dominierte" (Kartschoke 107).

"Daβ diese Übersetzungen trotz ihrer schnellen Verbreitung nicht Schule gemacht haben, hängt sicher mit ihrer nur vage faβbaren Funktion zusammen: Die Klosterschulen, denen wir die gesamte althochdeutsche Literatur verdanken, hatten offenbar kein Bedürfnis nach einer derart repräsentativen, den engeren Kreis der Lehrenden und Lernenden überschreitenden Übersetzungsliteratur <...> Warum dann um 1000 Notker III. von St. Gallen eine Ambition erkennen läßt, die sich mit der stilistischen Meisterschaft des Isidorübersetzers <von 800> unmittelbar vergleichen läßt, und doch über die Schule seines Klosters kaum hinausgewirkt hat, ist schwer zu erklären" (Kartschoke 110).

Notker III. 'der Deutsche (Teutonicus)' wird zum Widerspruch in sich: Isoliert, gewissermaβen lehrer- und schülerlos steht er an der Jahrtausendwende:

"Als Schriftsteller ist Notker der gelehrte (und für unseren Begriff unselbständige) Kompilator, wie ihn die ältere Zeit als Regel kennt. Als Übersetzer dagegen ist er eine Ausnahmeerscheinung in der gesamten älteren Geschichte der deutschen Literatur. Allenfalls läßt sich ihm der unbekannte Verfasser der Isidorübertragung (von 800) an die Seite stellen" (Kartschoke 1966.).

"Notker schafft eine neue Wissenschaftssprache und eine mit künstlerischem Feingefühl gehandhabte deutsche Literatursprache <...> Beeindruckend ist auch Notkers Entwicklung eins graphematischen Systems für das Alemannisch-Deutsche, das an Einheitlichkeit und Konsequenz weit über das hinausgeht, was der anonyme Isidorübersetzer und Otfrid von Weißenburg gewollt und erreicht haben <...> Auch in Sachen Interpunktion war Notker seiner Zeit voraus <...> Eine nennenswerte Nachwirkung war dem Werk Notkers nicht beschieden. Eine Ausnahme macht nur der Psalter <...> Ob es eine 'Übersetzerschule' in der Nachfolge Notkers gegeben hat <...> ist durchaus unsicher" (Kartschoke 198-201).

Wer dem fälschungsdurchseuchten Mittelalter Böses wollte, müßte eine ganz andere Verwandtschaft gelten lassen: Notker löst bei den Gelehrten Verwunderung aus, weil er typisch lateinische Konstruktionen beibehalten hat:

"Man hat aber auch daran gedacht, es könne dies ein bewußtes Stilmittel sein, so wie noch im 15. Jahrhundert Humanisten vom Schlage eines Niklas von Wyle eine Kunstprosa nach dem Muster der lateinischen Syntax entwickeln wollten" (Kartschoke 198). Bei der Interpunktion verwendete Notker "das Fragezeichen und da und dort auch den Strichpunkt (in Gestalt unseres Semikolons oder Ausrufezeichens), um stärkere Einschnitte zu markieren. Erst in der zweiten

Hälfte des 15. Jahrhunderts wird bei Niklas von Wyle oder Heinrich Steinhöwel die Regelung der graphischen Textgliederung analog der Gliederung der gesprochenen Rede wieder Gegenstand der Reflexion in der deutschen Literatur" (Kartschoke 199).

Bevor allerdings Notker zum Kunstprodukt des 15. Jh. ernannt wird, soll erwähnt werden, da β er wenigstens einen Nachfolger gehabt haben könnte:

"Das gilt in ganz besonderem Maße für den Autor, der sich mit seinem Hauptwerk, einer lateinischen und deutschen Bearbeitung des Hohen Liedes, am ehesten Notker vergleichen und in seiner Nachfolge verstehen läßt, nämlich Williram, Abt des kleinen bairischen Klosters Ebersberg. Da jedoch eine direkte Beziehung zu Notker und seinen Schriften sich nicht herstellen läßt"... (Kartschoke 201). "Dennoch ist es nicht unmöglich, daß Williram Notkers Schriften gekannt hat. Dafür spricht besonders, daß er Notkers Akzentuierungsregeln folgt" (Kartschoke 251).

Aber dieser Williram, der sein reich überliefertes und bis ins 16. Jh. gelesenes Hauptwerk nach 1065 abgeschlossen hat, läßt überraschend alte Wurzeln erkennen:

"Mit der unselbständigen Kompilation autoritativer Canticum-Kommentare steht Williram noch ganz in der Tradition karolingischer Theologie <...> Willirams 'Expositio in Cantica canticorum' stellt ein Bindeglied zwischen der ältesten Periode der deutschen Literatur und ihrer Neubegründung im 11. Jahrhundert dar" (Kartschoke 251f.).

Als Fazit ist erkennbar geworden, daß man die Zeitlücke zwischen Notker III. und Williram mit der karolingischen Literatur füllen könnte, wobei nach beiden Seiten Überlappungen möglich sind. Diese Behauptung gilt zunächst nur für die deutschsprachige Literatur. Man darf nicht ohne Prüfung annehmen, daß ganze Epochen en bloc verschoben werden können, da Fälscher möglicherweise auch Zeitdokumente vermischt haben. Gleichwohl darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß die gesamte karolingische Renaissance zeitgleich der ottonischen Renaissance anzusetzen ist...

Diese Zeitversetzung karolingischer Texte paßt auch für mindestens einen lateinischen Autor, für Johannes Scotus Eriugena (gest. um 877). Er, dessen Werke 340 Jahre nach seinem Tod als pantheismusverdächtig verurteilt worden sind (vgl. Illig/Niemitz 40), hat den Autor des Annoliedes beeinflußt, das um 1080 in Kloster Siegburg entstanden ist. Im zweiten Abschnitt dieses Liedes wird ein Weltbild

entwickelt, das im Gegensatz zur Schöpfungslehre Augustins steht. Der Mensch wird als "tertius mundus", als Verbindung von Geistwelt und Körperwelt dargestellt. Er enthält – entsprechend dem griechischen Mikrokosmosgedanken – alle Schöpfung in sich. In der speziellen Fassung des Annoliedes muß diese Theorie durch Eriugena vermittelt worden sein, wie A. Haas (1966) gezeigt hat – eine Tatsache, die bei einem Abstand von 200 Jahren schwer verständlich ist, aber bei der hier vorgeschlagenen Verjüngung der karolingischen Literatur keine Probleme mehr bereitet.

Zum Schluß noch ein weiterer Beleg aus der St. Gallener Buchmalerei. Aus der zweiten Hälfte des 9. Jh. stammt die berühmteste Handschrift dieses Klosters, das Psalterium Aureum. In ihm finden sich Miniaturen, die die Heldentaten von Joab, Feldherr unter König David, darstellen. "Nur wenige Miniaturen karolingischer Zeit geben so authentisch die Bewaffnung und Ausrüstung sowie Kampfweise fränkischer Krieger wieder. Auffallend ist dabei, daß sich die Rüstungen deutlich von denen in den Miniaturen der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts unterscheiden und mehr der Aufmachung der auf dem Teppich von Bayeux dargestellten normannischen Krieger des (späten) 11. Jahrhunderts ähneln" (Menghin 138f.). Die demnach 200 Jahre zu früh kommenden Krieger sind mit Kettenpanzern, Langschwertern, Speeren sowie Pfeil und Bogen ausgerüstet; die Reiter benutzen Steigbügel.

Literatur:

Haas, A. (1966) Der Mensch als "dritte werild" im Annolied; in Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 95 (1966) 271

Illig, H. / Niemitz, H.-U. (1991): "Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?" in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 3 (1) 36

Kartschoke, D. (1990): Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter; München

Menghin, W. (1980): Kelten, Römer und Germanen; München

Nellmann, E. (Hrsg., 19792): Das Annolied; Stuttgart

Manfred Zeller, 8520 Erlangen, Büchenbacher Anlage 9

Väter einer neuen Zeitrechnung:

Otto III. und Silvester II.

Heribert Illig

Die vielfachen Reaktionen auf die Artikel der letzten beiden Hefte waren ausgesprochen kontrovers. Für die meisten ist es ebenso selbstverständlich wie überfällig, daß auch das Mittelalter chronologisch "auf Vordermann" gebracht wird, anderen erscheint es höchst überflüssig, inmitten all jener altvertrauten Listen und Genealogien von Herrschern, Päpsten, Bischöfen und Äbten nach überzähligen Jahrhunderten zu fahnden. Beides erscheint wiederum dem Verfasser problematisch. Ohne hinreichende Beweise ganze Zeitläufte auszuradieren, kann zwar Spaß machen, endigt aber allzuschnell in blanker Willkür. Andererseits Zeitalter zu schützen, denen es an archäologischer Evidenz mangelt, wäre falsch verstandener Konservatismus.

Leerstellen

An der archäologischen Evidenz mangelt es jedoch im frühen Mittelalter ganz entschieden. Nicht umsonst werden hier die Begriffe "dark ages" und Dunkles Jahrhundert häufiger gebraucht, als es den Historikern lieb sein kann. Wie schön wäre es, wenn etwa die Merowinger aus dem Schweigen der Geschichte träten, in das sie nach 550 für 200 Jahre versinken; wenn wir mehr als zwei ihrer königlichen Gräber kennen würden (Childerich I., 482, und Arnegunde, 565), die bis in die Zeit Karl d. Gr., also bis 770 vermitteln müssen. Wie schön wäre es, wenn uns die Langobarden, die doch seit 568 in Italien herrschen sollen, uns ihre frühe Architektur tradiert hätten; aber die setzt erst um 750, kurz vor Zerstörung ihres Königreiches (774) ein, um dann erstaunlicherweise bis weit ins 12. Jh. hinein präsent zu bleiben. Wie schön wäre es, wenn uns die in Spanien von 466 bis 711 herrschenden Westgoten, die Erfinder des "maurischen" Hufeisenbogens, mehr hinterlassen hätten als einige Kronen und bescheidenste Bauwerke (und selbst die noch asturischer Herkunft). Wie schön wäre es, wenn die "dark ages" auf den britischen Inseln (zw. Römerzeit und ca. 1000) wirklich durch den Einschlag eines Himmelskörpers erklärt werden könnten (eine These des Astronomen V. Clube).

So kann mit Fug und Recht behauptet werden, daß die Fundsituation eine Kürzung um mehrere Jahrhunderte zuließe. Erste Beweise für diese Behauptung sind bereits in den letzten beiden Heften geliefert worden, weitere werden folgen. Die schriftlichen Überlieferungen sind dagegen allzusehr mit Fälschungen durchsetzt, als daß sie ohne archäologischen Befund unbestreitbare Aussagen liefern könnten.

Weiter hat eine Betrachtung der chronologischen Situation klargestellt, daß die gregorianische Kalenderreform nicht 1626 Jahre nach Einführung des julianischen Kalender durch Caesar erfolgt sein kann. Es brauchen dazu nicht einmal die ermittelten 345 ± 64 überzähligen Jahre (Illig 1991) herangezogen zu werden, sondern es genügt eine negative Formulierung: Unsere Kenntnis von den altrömischen Kalendern ist zu gering, als daß irgend jemand mit Sicherheit behaupten könnte, der Gregorianische Kalender passe nahtlos auf den Julianischen – also läßt gerade die so gesichert wirkende astronomischkalendarische Situation überzählige Jahrhunderte zu.

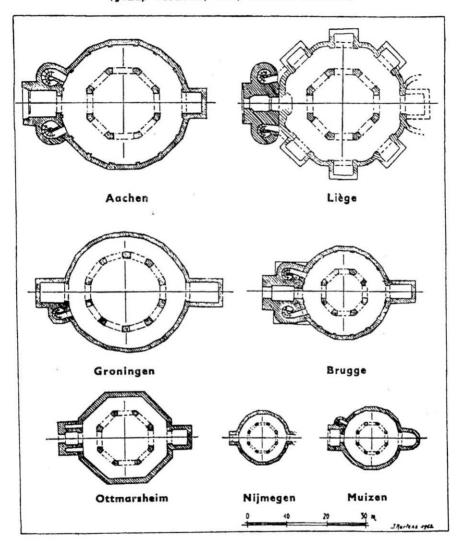
Der Zeitpunkt der Datierungsänderung

Aber es muß einen hinreichenden Grund für eine so gravierende Kalenderveränderung geben - resultiere sie aus bewußter Korrektur, fehlerhafter Berechnung oder einer dritten Ursache. Ein über Kammeier hinausgehendes "Motiv" ist in den bisherigen Überlegungen (1-91, 2-91) noch nicht genannt worden, und ein schlichter Hinweis auf "katastrophische Verdrängung" wäre unzureichend.

Nun ist ein "Terminus post quem" für eine Änderung innerhalb der Jahreszählung von der Kunst- und Architekturgeschichte recht genau vorgegeben. Auf der Zeitachse zurückschreitend finden wir in unserem Jahrtausend nicht nur Chroniken, sondern eine Fülle von Artefakten. Vor der Jahrtausendwende reduziert sich diese Fülle rapid, um bei 955, dem Jahr des Ungarnsieges von Otto I., zu endigen: "In Deutschland (kommt) die künstlerische Tätigkeit im späten 9. Jh. nahezu vollständig zum Erliegen – man hat die Zeit von 850 bis 950 das 'dunkle Jahrhundert' genannt" (Adam 14; oder z.B. Zimmermann 1971. Das dunkle Jahrhundert).

Architektonische Evidenz auf breiter Front setzt ziemlich genau mit dem neuen Jahrtausend ein: "Fast alle alten Bischofssitze erhalten um 1000 gewaltige Kathedralneubauten" (Adam 14). Ab diesem Zeitpunkt werden auch die karolingischen Bauten, insbesondere die Aachener Pfalzkapelle, sehr genau kopiert – oktogonaler Zentralbau wie massiges Westwerk: "Das ganze durchdachte und technisch meisterhaft durchgebildete Aachener Gefüge hat seinen Eindruck auf die Nachwelt nicht verfehlt, nachweisbar indes wieder erst nach der Jahrtausendwende" (Braunfels 148; Hervorh. H.I.; s. Anh. 4); ottonische und salische Romanik greifen rasch und mächtig aus. Neue Literatur, ja generell neues Schriftgut entsteht, die Dichtung erwacht aus dunklem Schlaf (vgl. Zeller, dieses Heft).

Grundrisse der Aachener Pfalzkapelle und ihrer Nachfolgebauten (gemäß Verbeek, 123; nach J. Mertens)



Zeitliche Abfolge: Aachen vor 800; Brügge um 960; Lüttich (Liège) um 990; Muizen um 1000; Nymwegen (Nijmegen) um 1030; Ottmarsheim um 1040; Groningen um 1045

An dieser Jahrtausendwende steht aber mit Otto III. (Lebenszeit 980-1002) ein höchst eigenwilliger Herrscher, der alle Aufmerksamkeit verdient. Schon als Dreijähriger in Aachen gekrönt, übernahm zunächst seine byzantinische Mutter Theophanu von 983 bis 991, dann seine Großmutter Adelheid bis 995 als Regentin den väterlichen Thron. Der mit fünfzehn Jahren Mündiggesprochene herrschte ab 995 als deutscher König, ab 996 als "Kaiser der Römer" und errang bis zu seinem Tod am 23.1.1002 als "Wunder der Welt" einen Ruf, der dem späteren "Staunen der Welt", sprich Friedrich II., vergleichbar war.

Otto stand buchstäblich im Schnittpunkt der Welt. Von seiner Mutter in byzantinischem, nicht "altfränkischem" Geist erzogen, hatte er sich nach seiner Schwertleite eine für deutsche Kaiser ungewöhnlich gute Bildung verschafft, indem er sich Erzieher und Berater aus mehreren Ländern wählte: den Griechen Philagathos, den Italiener Leo von Vercelli, den Franzosen Gerbert, die Deutschen Bernward von Hildesheim, Heribert von Köln, Willigis von Mainz.

In Ottos Namen wurde Auβerordentliches versucht: Ein neues Verhältnis zwischen weltlicher und geistiger Macht, sprich Kaiser und Papst, ein neues Verhältnis zwischen "deutschem" und byzantinischem Kaiser und eine "endgültige" Expansion des Christentums in Europa.

Im frühen Bewußtsein seiner Machtposition zerschlug Otto das Privileg römischer Adelsfamilien, das Pontifikat unter sich "auszuhandeln". Johannes XIV. hatte ihn aufgefordert, zur Kaiserkrönung nach Rom zu kommen. Als dieser jedoch noch vor Ottos Ankunft starb, bestellte er mit Bruno von Kärnten einen kaum älteren Verwandten zum Papst, der ihn als Gregor V. am 21.5.996 zum Kaiser krönte. Damit saß der erste deutsche Papst auf dem Stuhl Petri, dem die Römer bald einen Gegenpapst entgegenstellten. Doch Otto III. fegte ihn und den ungekrönten Herrn von Rom, Johannes Creszentius, zur Seite.

Silvester II.

50 Jahre lang hätten Gregor und Otto gemeinsam regieren können, eine gewaltige Perspektive für Europa. Doch Gregor V. starb bereits mit 27 Jahren, und Otto lieβ am 9.4.999 seinen Berater Gerbert von Aurillac als ersten französischen Papst wählen. Mit ihm übernahm ein Philosoph und Politiker, Pädagoge und Musikkenner, vor allem aber der größte Gelehrte seiner Zeit das Pontifikat. Wir verdanken seiner Liebe zu Geometrie und Astronomie unsere Zahlen, die im Grunde keine arabischen, sondern die indischen (für Gerbert noch ohne die

Null) sind; "seine umfassende Gelehrsamkeit, die er zum guten Teil der Berührung mit der arabischen Wissenschaft in Spanien verdankte, erregte schon das Staunen der Zeitgenossen; der Nachwelt erschien sie so übermenschlich, daβ man sie nur durch Annahme von Zauberei erklären zu können vermeinte" (Seppelt 127). Die Faustsage geht auf ihn zurück.

Sein Papstname Silvester II. verkündet selbstbewußte Programmatik. Sie stellt ihn in direkte Nachfolge zu jenem Papst, der Konstantin d. Gr. getauft haben soll (Schramm 115f.; vgl. Illig 1991c). Damit rückt er Otto III. auf den Platz eines neuen Konstantins, und es muß nicht mehr verwundern, daß auch für den jungen Otto III. bereits "magnus" als Beiwort verwendet wird (Schramm 123).

Alt-neue Traditionen

Im Geiste Konstantins wurde eine "Renovatio Imperii Romanorum" eingeleitet, ein Programm zur Machtverteilung in der bekannten Welt. "Die Römische Vergangenheit, bisher nur gelegentlich herangezogen, war zu einem notwendigen Teil der Rechtfertigungslehre geworden, mit der das abendländische Imperium seine Ansprüche verfocht" (Schramm 1975, 101). Es machte unverholen dem byzantinischen Kaiser Konkurrenz. Führten die byzantinischen Kaiser zu Konstantinopel traditionsbewußt den Titel "Imperator Romanorum", legte ihn sich auch Otto II. 982 zeitweilig zu; Otto III. führte ihn ab 996 (ebd., 83, 90). Diese Veränderungen und Neuanfänge verlangen Rückgriffe auf große Vergangenheit. Die kaiserliche Machtbezeugungen belegen dies.

Seit April 998 beglaubigt die kaiserliche Kanzlei nicht mehr mit aufgedrückten Wachssiegeln, sondern mit angehängten Metallbullen, wie es bis dato nur Päpste und oströmische Basileis taten (Schramm 117). Doppelter Anspruch artikuliert sich: Die Umschrift "Renovatio Imperii Romanorum" stand in ähnlicher Fassung bereits auf antiken Münzen, buchstabengetreu auf den Münzen Karls d. Gr. Und der Männerkopf der neuen Bulle zeigt nicht Otto III., sondern seinen großen Vorläufer (Schramm 117, 42, 17; s. Anh.³). Das Frauenbild der Roma komplettiert den zwiefachen numismatischen Rückgriff auf den ersten fränkischen und auf die altrömischen Kaiser.

Ab a.d. 1000 werden diese beiden Ansprüche noch deutlicher herausgestellt. Zum einen läßt Otto, wie Thietmar von Merseburg berichtet, heimlich die Gruft des ersten Kaisers in der Aachener Pfalzkapelle öffnen; Otto nimmt Halskreuz und Gewandreste Karls d. Gr. an sich, Reliquien, die er nicht mehr ablegt (Schramm 140). Die Chronik von Novarese nennt weitere, nekrophile Details. Ihrzufolge

findet Otto den unverwesten Leichnam Karls d. Gr. auf einem Thron, schneidet ihm die Fingernägel, zieht ihm einen Zahn, läßt die lädierte Nasenspitze aus Gold ergänzen und kleidet ihn mit weißen Gewändern (Beumann 1967, 10f.). Otto behandelt also den alten Kaiser wie einen Heiligen, zu dem ihn erst Friedrich Barbarossa machen lieβ, der dank einer Vision Karls Gruft und Gebeine fand.

Im Januar 1001, also in den allerersten Tagen des neuen Jahrtausends, wird die Kaiserbulle erneut umgestaltet. Nunmehr kopiert sie eine altrömische Kaisermünze und ist deshalb kleiner als alle vergleichbaren byzantinischen, deutschen und päpstlichen Bullen. Mangels Platz auf dem äußerst kleinen Format ersetzt der antike Begriff "Aurea Roma" das Bild der Roma und die frühere Umschrift.

Aber neben diesem doppelten Rückgriff auf kaiserliche Vorläufer artikuliert sich gleichzeitig der Anspruch auf eine christliche Erneuerung. Während seines Polenzuges im Jahre 1000 wählt Otto zu seinen bisherigen Titeln "Kaiser des Erdkreises" und "Kaiser der Römer", die Usurpationen byzantinischer Titulaturen waren, die neue Titulatur: "Servus Jesu Christi" (Schramm 1975, 141). Im Jahre 1001 bezeichnet er sich nicht mehr als Knecht Christi, sondern als Knecht der Apostel: "Servus apostolorum" und als "Verbreiter der Kirchen". "Otto III. hat ein Hofgerichtsprotokoll vom April eigenhändig als 'Otto servus apostolorum' unterschrieben, also persönlich auf die Nennung des Kaisertitels verzichtet. So saugt der neue Titel gleichsam alle andern Bestandteile der einst so ausführlichen Intitulatio im Laufe des Jahres 1001 ins sich auf" (ebd., 158).

Ostmission

Wie Konstantin d. Gr. das Christentum zur Staatskirche erhoben hat, so will nunmehr das Doppelgestirn Silvester und Otto den Osten nicht nur christianisieren, sondern in Staatskirchen organisieren. Im Jahre 1000 läuft eine umfassende Aktion an: Der Kaiser zieht nach Polen und gründet in Gnesen ein Erzbistum, dem die übrigen polnischen Bistümer unterstehen. Ungarn erhält als Kirchenprovinz im Erzbistum Gran seine hierarchische Spitze, Silvester verleiht Stephan I. im selben Jahr die nach ihm benannte Königskrone. Böhmen beschreitet den Weg zur kirchlichen Autonomie (Dhondt 214); das gerade erst (ost-)christlich gewordene Rußland empfängt eine päpstliche Gesandtschaft, eine sicherlich mit dem Kaiser abgestimmte Aktion (Schramm 138), und die römische Kurle ist sofort in Dalmatien präsent, als dieses Küstengebiet im selben Jahre 1000 von Venedig erobert wird (Schramm 138).

Diese Missionierung des Osten zielt keineswegs primär auf eine Vergrößerung des Kaiserreichs ab; gerade der geplante lockere Anschluß dieser Ostgebiete lediglich an das geistige Zentrum Rom beunruhigt die Mächtigen im "alten" Reich ebenso wie die neue Zentrierung auf Rom, das erstmals seit der Antike und gegen alle kirchliche Tradition zum Sitz des Kaisers wird. Italia (oder Roma) avanciert zur ersten Nation im Reich vor Gallia (Westdeutschland), Germania (Ostdeutschland) und Sclavinia, den Slavischen Gebieten (Schramm 119).

Peripetie und Sturz

Das Jahr 1000, in dem Otto II. von Gnesen über Aachen nach Rom zieht, sieht also einen äußerst aktiven zwanzigjährigen Kaiser, der zusammen mit "seinem" Papst eine Art Gottesreich auf antiker Basis errichten will. Sein außergewöhnliches Format wird selbst in Byzanz akzeptiert. Basileios II., der eigentlich durch die Machtansprüche Ottos am stärksten im kaiserlichen Stolz getroffen sein sollte, stimmt sogar einer Hochzeit der purpurgeborenen Tochter seines Bruders Konstantin mit Otto III. zu, also der dynastischen Verschwägerung der beiden stärksten Herrscherhäuser Europas. Um eine solche Ehe hatte schon Otto II. gebeten, dann aber mit einer kaiserlichen Nichte vorliebgenommen und auf den römischen Kaisertitel wieder verzichtet (Maier 221). Otto III. wird die kaiserliche Verbindung nicht mehr abgeschlagen. Doch der weitere Gang der Weltgeschichte blieb davon unberührt, denn der Jüngling starb kurz vor Ankunft seiner Braut.

Aber der junge Kaiser mochte sich so aktiv und zukunftsorientiert gezeigt haben wie nur irgend möglich; heutige Forschung bricht über ihn den Stab, weil sich im Herbst 1001 die römische Bevölkerung gegen ihn erhob und weil er starb, bevor er seine Stellung neu befestigen konnte. Für sie bleibt er ein "romantischer und überschwenglicher Jüngling" mit einer "exaltierten Religiosität" (Dhondt 213), ein Bild, das P.E. Schramm vergebens zu facettieren hoffte. Er wies etwa darauf hin, daß Otto durchaus diesseitige Fleischeslust empfand und befriedigte; "diese Nachricht stellt die einseitig vergröbernde Auffassung richtig, die in Otto einen in Sündenbewußtsein vergehenden, sich selbst zergrübelnden Mönchskaiser sehen will" (Schramm 107). Also durchaus intensive Religiosität, aber gepaart gleichermaßen mit Sinn für Realitäten wie für weitreichende Utopien.

Im Jahre 1000 hat Ottos und Silvesters Begeisterung für ein neues Gottesreich erstaunliche Aktivitäten auf Erden gezeitigt. Kann dieses millenare Datum Zufall sein? Ein so intimer Kenner wie P.E. Schramm hat das auffällige Datum nirgends kommentiert. Dabei knüpfte sich an diese runde Zahl die ominöse, schwer faßbare Bewegung des Chiliasmus/Millenarismus.

Sie geht auf die Offenbarung des Johannes zurück, die keineswegs nur Tod und Untergang prophezeit. Denn nach dem Fall von Babylon, sprich Rom (Offb 18) legt ein Engel den Satan für 1.000 Jahre an die Kette, auf daβ er die Völker nicht mehr verführe (Offb 20,1-4). Es bricht dann ein tausendjähriges Reich des Friedens an, das als erste Auferstehung bezeichnet wird (Offb 20,6). Erst danach wird der Satan noch einmal kurzzeitig die Völker verführen und bekämpfen (Gog und Magog), bevor er endgültig gestürzt wird und Jüngstes Gericht sowie zweite Auferstehung stattfinden (Offb 20,7-12).

Mit dieser apokalyptischen Vorstellung verband sich eine naive, frühchristliche Kombination: Die Weltgeschichte gliedere sich wie die Schöpfungsgeschichte in sechs Tage, jeder dieser sechs Welttage umfasse 1.000 Jahre, denn 1.000 Jahre sind vor Gott wie ein Tag (Psalm 89,4; 2. Petr. 3,8); dem Ruhetag des Schöpfers entspreche ein 1.000jähriges Friedensreich, das Christus regiert; nach dem letzten satanischen Intermezzo bricht als 8. Tag die neue, ewige Welt an (Besson 169).

Unter den frühen Kirchenvätern wurden diese Vorstellungen heftig diskutiert. Justinus der Märtyrer spricht schon im 2. Jh. davon, daß die 1.000jährige Christusherrschaft im neugebauten Jerusalem zur vollkommenen Rechtgläubigkeit gehöre, obwohl doch der wahre Christ nicht nach Ort und Stunde fragen solle (Klauser, 'Chiliasmus'). Augustinus, anfänglich selbst Chiliast, ließ die Dauer der Welttage unbestimmt und benannte nur noch symbolisch die Zeit von der Auferstehung Christi bis zum Ende der Welt als Tausendjähriges Reich.

"Die Frist der tausend Jahre ist also eine Hilfskonstruktion und die Zahl selbst nicht im Sinne einer datierbaren Zeit gemeint. Gleichwohl haben sich an sie in der Alten Kirche mannigfaltige Spekulationen über den Verlauf der Weltgeschichte angeknüpft ('Chiliasmus'), die seit Augustin aus dem Bereich der kirchlichen Lehrüberlieferung in sektiererische Randströmungen abgedrängt worden sind" (Wilckens 923). So wäre es der offiziellen Kirche lieb, de facto aber waren diese schlichten Gedanken virulent und verbanden sich mit einer weiteren Spekulation:

"Vor allem aber scheint die Weissagung über den großen, in der Endzeit nach Jerusalem ziehenden Kaiser ihre (der Pauperes) Einbildungskraft beschäftigt zu haben, und offenbar steigerten sie sich mit allen ihren Kräften in den Glauben hinein, unter der Führung dieses mysteriösen Herrschers zu stehen. In den ursprünglichen, im Osten zirkulierenden griechischen Weissagungen war dieser letzte Kaiser ein in Konstantinopel residierender römischer Kaiser gewesen. Aber als im achten Jahrhundert der Pseudo-Methodius in Paris ins Lateinische übersetzt wurde, entstanden neue Interpretationen. Es ist nicht verwunderlich, daß sich in den abendländischen eschatologischen Spekulationen die Gestalt des Kaisers der Endzeit von dem fernen, schattenhaften Byzanz nach dem Westen verlagerte, wo - wie man sich einreden konnte - das Römische Reich durch die Kaiserkrönung Karls des Großen wiedererstanden war. Die nach der Absetzung des letzten weströmischen Kaisers entstandene Lücke, die dreihundert Jahre unausgefüllt geblieben war, schien durch die im Petersdom zu Rom am Weihnachtstag des Jahres 800 erfolgte Krönung Karls, Königs der Franken und Königs der Lombarden, zum Kaiser aufs beste beseitigt worden zu sein. Von nun an bestand die Möglichkeit, sich einen im Abendland residierenden Herrscher als den Kaiser der letzten Tage vorzustellen; und ungeachtet der Tatsache, daß Karl der Große kein Reich hinterließ, träumten die Menschen sowohl in jenem Teil seines Herrschaftsbereichs, aus dem das spätere Frankenreich, als auch in jenem Teil, aus dem das spätere Heilige Römische Reich Deutscher Nation erwuchs, weiterhin von einem großen Kaiser, der in ihrer Mitte erstehen und in dem sich die sibyllinischen Prophezeiungen erfüllen würden" (Cohn 72f.: s. Anh.2).

Apokalyptisches Ende oder Erwartung irdischen Heils

Zumindest aus heutiger Sicht kollidieren hier zwei konträre Vorstellungen: Den Glauben an Apokalypse, Antichrist und Jüngstes Gericht dominieren Furcht und Schrecken, so wie dies Dante für 1300 beschrieben hat und wie es Signorelli und Michelangelo für 1500 (aus-)gemalt haben. Ungetrübte Heilserwartungen sind dagegen mit den Vorstellungen eines 1.000jährigen Friedensreich unter Christus und einem endzeitlichen Kaiser verbunden. Konnten beide gleichzeitigbestehen?

Inzwischen ist aufgedeckt, daß der furchtbare Aspekt zwar ab 1200 dominierte, aber zur Jahrtausendwende noch kaum existierte. "Die neuere Geschichtsforschung ist sich darüber klargeworden, daß die 'Schrecken des Jahres 1000' mindestens zum großen Teil eine bloße Erfindung von Historikern aus viel späteren Zeiten war" (Dhondt 1990, 263). Ein angsterfüllter Millenarismus hat nicht stattgefunden, auch wenn immer noch "nach alten Chroniken" kolportiert
wird, daß sich am Silvesterabend des Jahres 999 eine zitternde
Menschenmenge um Papst Silvester II. geschart und den Weltuntergang
erwartet habe (so noch Erdoes 1988, 1).

Gleichwohl wurde um die Jahrtausendwende auch das Jüngste Gericht erstmals künstlerisch gestaltet, wobei nicht klar erkennbar scheint, ob das Sujet vor oder nach 1000 aufkam, denn einerseits: "In der Buchmalerei erscheint das Thema in dem genannten Perikopenbuch (von Heinrich II.) und in der 'Bamberger Apokalypse', in der Wandmalerei an der Westapsis von St. Georg in Oberzell (Reichenau) und Ende des (10.) Jahrhunderts in Burgfelden" (Jantzen 79). Andererseits: "Am Anfang dieser weit durch die abendländische Kunst reichenden geschichtlichen Folge steht nun der Künstler des Perikopenbuchs Heinrich II." (ebd.), der erst von 1002 bis 1024 regierte.

Der millenare Aufbruch ab 1000

Otto III., der im Jahre 1000 regierte, wußte natürlich um die Offenbarung des Johannes, er sprach wohl nicht zufällig von mehreren Aachener Thronen (Beumann 1967, 26), denn er kannte den Vers "Und ich sah Throne; und Richter nahmen darauf Platz, denen das Gericht übertragen wurde" (Offb 20,4) und die Vorstellung vom Endkaiser (Offb 17,10). Er kannte wohl auch den von seiner Großtante Gerberga angeregten libellus de antichristo von Adso, demzufolge das Weltende dadurch aufhaltbar sei, daß das letzte Weltreich, das römische, durch fränkische Könige weitergeführt werde (Zimmermann 1971, 114). Ist bei ihm, ist bei seinen Beratern eine bestimmte Vorstellung gereift: Kaiser Otto III. ist der Endkaiser, mit ihm beginnt das Tausendjährige Reich ?! Darauf scheinen seine Titulaturen der Jahre 1000/1001 unmißverständlich hinzuweisen: Servus Jesu Christi, servus apostolorum.

Unbestreitbar ist der endzeitliche Aspekt seiner Regierung: "Gehet hin und lehret alle Völker", dieser Auftrag Christi schien 999 fast abgeschlossen zu sein. Europas Völker waren christlich – im Zentrum, im Westen, im Süden (auch der Islam in Spanien schien besiegt), im Südosten. Soeben war der gesamte Norden hinzugekommen, denn die Könige von Dänemark, Schweden, Norwegen, selbst von Island hatten sich vor der Jahrtausendwende taufen lassen. "Somit ist die Jahrtausendwende durch die Einbeziehung auch der letzten europäischen Länder in die christliche Völkerfamilie gekennzeichnet" (Zimmermann

289). So blieb der slawische Osten. Mit seiner Missionierung wäre die "Welt" christianisiert – und dies wurde mit Vehemenz im Jahre 1000 angestrebt.

Der Aufbruch der christlichen Völker mit der Jahrtausendwende ist überwältigend, allerorten wurden Kirchen, Hunderte romanischer Kirchen begonnen. Der Zeitgenosse Radulfus (Raoul) Glaber berichtet in seiner Chronique: "Gegen das dritte Jahr nach dem Jahre Tausend wurden die Basiliken fast überall von Grund auf neu gebaut, vor allem aber in Italien und Frankreich. Es war ein allgemeiner Wettstreit, wer die schönsten und prächtigsten Kirchen baute. Man hätte sagen können, daß die ganze Welt in allgemeiner Übereinstimmung ihre Vergangenheit abschüttelte und sich mit einem weißen Mantel von Kirchen bedeckte" (Aubert 22).

Überwältigend die Anzahl der begonnenen Bauten, überwältigend Entwurf und Ausmaße. "Etwa seit 1030 entstand der Speyrer Dom <...>
In der Kühnheit der Konstruktion, in der Erfindung neuer Bauformen ließ er alle Werke der bisherigen Baukunst weit hinter sich. Er war das gewaltigste Bauunternehmen des damaligen Europa, neben Alt-St. Peter in Rom die größte Kirchenanlage des Abendlandes bis zum Neubau der dritten Abteikirche von Cluny, langgestreckter und gewaltiger als selbst die meisten Kathedralbauten der Gotik" (Adam 80).

Der allzu pauschal verdammte Oswald Spengler, der die Kulturen von der Antike bis zur Gegenwart in nur drei "Seelenzustände" faßt, beobachtet nach apollinischer (griechischer) und magischer (arabischfrühchristlicher) Kultur das Aufblühen der faustischen Seele des europäischen Abendlandes genau in jener Zeit: "Dagegen beginnt die faustische Baukunst großen Stils mit den ersten Regungen der neuen Frömmigkeit – der cluniazensischen Reform um 1000 – und eines neuen Denkens – im Abendmahlsstreit zwischen Berengar von Tours und Lanfranc (1050) –, und dann gleich mit Entwürfen von einem so riesenhaften Wollen, daß die Dome oft von der ganzen Gemeinde nicht gefüllt werden konnten, wie der von Speyer, oder nie vollendet wurden. Die leidenschaftliche Sprache dieser Architektur wiederholt sich in der Dichtung" (Spengler 237f.).

Das neue Jerusalem

In diesen Groβbauten wurde die schon angesprochene Idee des neuerbauten Jerusalems realisiert. Ein Vertrauter von Otto III., Bernward, legte 1010 den Grundstein für die von ihm selbst mitgeplante Hildesheimer Michaelskirche. Ihre hochragenden Türme über Ost- und Westvierung ergaben erstmals, im Verein mit den Treppen-

türmen, mit den beiden Querhäusern und den beiden Chören (Adam 56), das Bild des "Himmlischen Jerusalems", das Hans Sedlmayr als apokalyptische Bauidee der gotischen Kathedrale nachgewiesen hat (Sedlmayr 1950; Offb 21), das aber bereits der Romanik von ihrem Anbeginn an zugehört; apokalyptisch eben nicht im Sinne letzter Verwüstung, sondern im Sinne der von Gott aus dem Himmel herabkommenden Stadt der 1.000iährigen Friedenszeit.

Zum Bild des himmlischen Jerusalems gehören die Stadttore (Offb 21, 12), und nicht zufällig werden von 1000 (Willigis von Mainz) bis 1055 (Augsburg) in Deutschland drei beispielgebende Domtüren gegossen (die von hier ausstrahlende Entwicklung greift bis Palermo und Nowgorod). Die beeindruckendste der drei entstand 1015 unter Bernward von Hildesheim, der sie wie jene von Aachen (s. Anh.⁵) und Mainz in einem Stück gießen ließ (einschließlich der Datierung 1015 <?); Leisinger 1956, o.S.).

Das Motiv und seine Realisierbarkeit

Dieser weltenbewegende Aufbruch zur Jahrtausendwende ist zwar von Spezialisten wie Außenseitern beobachtet worden, aber seine friedenszeitliche Triebfeder wurde bislang kaum gewürdigt. Nachdem aber unmittelbar nach Otto und Silvester das christliche Abendland diesem Impuls folgte, kann die Hypothese formuliert werden:

Otto III. und Silvester II. regierten keineswegs zufällig zur Jahrtausendwende, sondern definierten selbst – zwischen Ottos Volljährigkeit (995) und dem heilsmäßigen Jahr 1000 – "ihr" eschatologisches Datum!

Unter diesen beiden außergewöhnlichen Männern wäre ein derartiges Vordrehen des Uhrzeigers denkbar. Papst und Kaiser zogen gemeinsam am Strick einer frommen Missionsaktion. Silvester war nicht nur Mathematiker genug, um die praktischen Schwierigkeiten einschätzen zu können, sondern hatte auch Kenntnis der islamischen Welt. Otto war ungestümer und romantischer Utopist genug, um eine derartige Maßnahme zu initiieren, und seine engen Beziehungen zum byzantinischen Kaiserhof, der wiederum "seine eigene" Kirche beherrschte, lassen es möglich erscheinen, daß auch Byzanz diese Neudatierung übernahm, zumal es hoffen konnte, den "romantischen Schwärmer" zu beerben und damit "Ost- und Westrom" erstmals seit Justinian I. wieder zu vereinigen.

Eine derartige Aktion wäre vom Unfang her realisierbar gewesen. Die Datierung nach der anno-domini-Methode setzte sich anerkannterweise erst um das Jahr 1000 durch; es mußten also "lediglich" jene kaiserlichen Urkunden der letzten Jahrzehnte mit einer neuen a.d.-Datierung versehen werden, die bereits eine a.d.-Datierung trugen. Für die kurialen Dokumente erübrigte sich eine derartige Maβnahme, denn die Päpste führten diese Datierung erst 1431 ein. Möglicherweise gab es einen kurzen Umdatierungsversuch, der jedoch schnell wieder abgebrochen worden ist: Von Johannes XIII. existieren Urkunden mit der neuen Zählung; von ihm, von 967 stammt die erste so datierte Papsturkunde; merkwürdigerweise ist sie zugleich die erste pergamentene und die erste mit diplomatischer Minuskel geschriebene (Zimmermann 160). Pergament wie a.d.-Datierung setzten sich damals beim Heiligen Stuhle noch nicht durch. Nachdem noch 998 Urkunden auf Papyrus und ohne a.d.-Jahreszahl ausgestellt wurden (Beumann 1987, 141), könnte unterstellt werden, daβ hier eine systematische Neuschreibung beginnen sollte, aber rasch wieder aufgegeben worden ist. Im byzantinischen Reich wurden bis zum bitteren Ende Urkunden nicht nach Chr., sondern nur nach den Regentschaftsjahren des jeweiligen Herrschers datiert (Klauser, 'Chronologie'), weshalb auch hier keine Neudatierungsprobleme entstanden wären.

Das Manko, eine mehrhundertjährige Lücke in der eigenen Vergangenheit aufzureißen, muß nie ein Manko gewesen sein. Denn schnell dürfte klar geworden sein, daß hier alle Parteiungen die Möglichkeit hatten, sich eine jeweils konvenierende Vergangenheit zu erfinden. Zwar konnten nicht beliebig viele Fäden in die Vergangenheit gesponnen werden, aber jeder Faden ließ sich weiter und weiter ausspinnen. So könnte aus einem unbedeutenden Ahn eine allseits befriedigende Hybridfigur wie "Karl d. Gr." entstanden sein: Er debattiert ununterbrochen mit einem ganzen Gelehrtenrudel, zieht ebenso ununterbrochen in den Krieg, dezimiert dabei die Sachsen, ohne daß es deren Chronist Widukind registriert, er zeugt tiefchristlich mit 10 Frauen mindestens 18 Kinder, kommandiert als demütiger Christ die von ihm reich beschenkten Päpste nach seinem Gusto, spricht lateinisch, sorgt sich um Volksbildung und deutsche Grammatik, ohne selbst das Schreiben zu lernen noch es seinen Sohn Ludwig (d. Fr.) lernen zu lassen; seine Gruft kann von Otto III. nächtens und von Friedrich I. nach einer Vision geöffnet, aber von den Archäologen nicht aufgefunden werden etc etc (s. Anh.1).

Diese Beobachtungen können natürlich noch keine solche Kalenderumstellung (, die überhaupt keine Fälschungsabsichten voraussetzt,) beweisen. Wie wäre sie überhaupt weitergegangen? Nachdem Kalser und Papst rasch nacheinander starben (1002 bzw. 1003), wären für die politisch unruhigen Jahre nach ihrem Tod nebeneinander Datierungen alter wie neuer Art zu erwarten. Doch mit wachsender Freude
an der Gestaltung der eigenen Vergangenheit (erinnert sei nur an die
101 gefälschten von insgesamt rund 250 Schenkungs-, Belehnungsund sonstigen Urkunden Karls d. Gr.; Prinz 1967) wurden im Laufe
des 11. Jh. alle Dokumente auf die neue Art umgestellt und die
aufgerissene Geschichtslücke mit Geschichten gefüllt.

Diplomatik

Geschichten und Geschichte aber sollten heute trennbar sein. Hier hat nun die Diplomatik ungewollt Material in Hülle und Fülle bereitgestellt. Wilhelm Kammeier hat es bereits in den 30er Jahren gehoben, allerdings aus ganz anderem Motiv heraus, wollte er doch eine hundertjährige, humanistische Fälschungsaktion der spätmittelalterlichen Kirche gegen deutsche, germanische Interessen aufdecken (Kammeier ab 1935). Seine Hypothese konnte trotz jahrelanger Arbeiten und Verbesserungen fundamentale Einwände nicht ausräumen: Kammeier stellte keine Überlegungen darüber an, warum die neuplatonischen, "heidnischen" Altertumsverehrer ausgerechnet der römischen Kirche einen ebenso ungeheuren wie zeitraubenden Dienst hätten erweisen sollen, warum Byzanz bei dieser Aktion der katholischen, durch ein Schisma vom Osten getrennten Kirche hätte mitziehen sollen und warum selbst die islamischen Hedschra-Daten mit denen der Ungläubigen korrespondieren (vgl. Niemitz in diesem Heft).

Ungeachtet seiner hier keineswegs unterstützten Grundthese wird Kammeier hier zitiert, weil er dankenswerterweise die Beobachtungen der Diplomatiker ans Licht gehoben und durchleuchtet hat.

So ist ihm aufgefallen, daß der durchschnittliche mittelalterliche Abschreiber seltsam, sehr seltsam veranlagt gewesen sein muß: Oft perfekt angelegte Abschriften verlieren jeden Wert, weil ausgerechnet in der Datumszeile haarsträubende Fehler auftreten. Damals wurden mehrere Datierungen parallel ausgewiesen (vgl. Niemitz in diesem Heft), was dergestalt aussehen konnte:

"Das ist geschehen im Jahre der göttlichen Menschwerdung 1226, im Monat Juni, in der 14. Indiktion, unter der Regierung unseres Herrn Friedrichs II. <...>, im 6. Jahre seines römischen Kaiserreiches, im ersten seines jerusalemitanischen und im 29. seines sizilischen Königreiches" (Hagemeyer, nach 144).

Harry Breßlau mußte nun in seiner grundlegenden 'Urkundenlehre' konstatieren, daß diese Datumszeile als permanenter Stolperstein in den Schreibstuben allgegenwärtig war:

"Häufiger als Schreibfehler sind diejenigen Mißgriffe in den Datierungen, welche aus Ungeübtheit im Rechnen und aus mangelnder Gewandtheit im Operieren mit den römischen Zahlzeichen hervorgegangen sind. Sie treten uns nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise entgegen; obwohl sie kaum in irgendeiner Periode des Mittelalters ganz fehlen, sind sie doch am häufigsten in der zweiten Hälfte des 9. und 10., sehr zahlreich auch noch im 11. Jahrhundert – einer Zeit, in der in der Tat der mathematische Sinn gewisser Urkundenschreiber auch in der Reichskanzlei so mangelhaft entwickelt war, wie man es kaum für möglich halten würde <!>, wenn nicht die genaueste Untersuchung der Kaiserurkunden dieser Periode Belege in Fülle dafür erbracht hätte. Es wird genügen, das an ein paar Beispielen näher zu zeigen.

Die Kanzlei Lothars I., die am 24. Januar 835 noch das 12. Regierungsjahr des Kaisers zählt, geht am 21. Februar dieses Jahres zum 17. Regierungsjahr über <!>, behält dies bis zum 7. März bei und verzeichnet dann vom 5. Mai 835 bis Ende 837, also mehr als zwei und ein halbes Jahr hindurch das 18. Regierungsjahr <!>."

"Unter den Urkunden Otto I. sind zwei unanfechtbare Originale, welche aller Wahrscheinlichkeit nach den Jahren 955 und 956 angehören, mit der Datierung anno incarnat. 976 versehen".

"Von einer Urkunde desselben Herrschers für Magdeburg, welche zum 30. März 948 anzusetzen ist, sind zwei Originalexemplare erhalten, deren Datierung derselbe Kanzleibeamte geschrieben hat. Da dieser das christliche Ärenjahr nicht genau kannte <!>, schrieb er zuerst nur die Hunderte nieder und trug erst später Einer und Zehner nach: in dem einen Exemplar 46, in dem andern 47 – also in zwei Ausfertigungen einer und derselben Urkunde eine verschiedene und in beiden eine verkehrte Jahrziffer."

"Unter Konrad II. ist in 5 deutschen Urkunden des Jahres 1036 das Kaiserjahr, über dessen Epochentag doch kein Zweifel sein konnte, um eine Einheit zu klein und nur in einer richtig berechnet, dagegen ist in allen Urkunden von 1038 das Kaiserjahr um eine oder zwei Einheiten zu groß."

"Eine andere Abweichung von der Norm ist die Schuld nicht bloß eines, sondern mehrerer Schreiber: nachdem der Notar Erich am 6. Dez. 1016 in der Urkunde Nr. 1680 zu der richtigen Jahresziffer 1016 zurückgekehrt war, hat man diese Ziffer auch in den ersten Monaten des nächsten Jahres beibehalten und erst am 28. April die jetzt zutreffende Zahl 1017 eingesetzt. In den beiden letzten Urkunden des Jahres 1017 tritt dann noch mal die falsche Zahl 1016 auf, und bei diesen Diplomen läßt sich die Unsicherheit der Notare in der Jahreszählung recht deutlich verfolgen" (Breßlau nach Kammeier 59f.).

Kammelers Meinung

Wilhelm Kammeiers Kommentare sprechen eine klare, unmißverständliche Sprache:

"Da wird als unerschütterliche Tatsache hingestellt, daß nicht nur ein Notar, nein mehrere Schreiber in der Kanzlei Heinrichs <1002-1024> nicht wußten, in welchem Jahre sie gelebt haben!" (Kammeier 1935, 62).

"Th.v. Sickel, dem wir hier folgen, berichtet über Urkunden, die aus der Zeit vom Juni bis Dezember 973 stammen. 'Das richtige In-karnationsjahr <973> finden wir in nur 11 Urkunden eingetragen, in 26 dagegen 974.' Also zeigt sich auch unter Ottos II. Notaren das eigenartige Phänomen, daβ sie urplötzlich vergessen konnten, in welchem Jahre sie lebten, nachdem sie das gestern oder vorige Woche noch gewußt hatten!" (ebd., 65).

Für die Notare Heinrich III. (1039-1056), die nur mit ihren Initialen bekannt sind, zitiert Kammeier den Diplomatiker P. Kehr: "'KA, der auch sonst mit den Jahreselementen höchst willkürlich umgeht', ist 'selbst bei der Behandlung der Ärenjahre von einer fast unbegreiflichen Sorglosigkeit'. 'Auch AA bietet ähnlich verworrene Jahreselemente ... Falsche Indiktionszahlen sind auffallend häufig;' sogar 'bei dem sonst korrekten GA ... zeigt sich eine gewisse Unsicherheit in der Berechnung der Indiktion'. Schließlich fuhr man sich in der Kanzlei hinsichtlich der Königsjahre aber so fest, daß Kehr der Meinung ist: 'Mag nun das Operieren mit diesen hohen Zahlen (bis 20!!) den Männern jener Zeit zu schwer geworden ... sein, man kam mit dem Ordinationsjahr nicht mehr in Ordnung'" (ebd., 66f.).

"Wir sehen ihn wieder vor uns sitzen: den gebildeten mittelalterlichen Kanzleibeamten, dem zeitweise der Verstand so zusammenschrumpft, daβ er nicht mehr weiß und trotz aller Anstrengung seines
Gehirns auch nicht herausbekommen kann, in welchem Jahre er eigentlich lebt. Ausgerechnet bei den Datierungen verfällt der bedauernswerte Mann in die unglaublichste Schwachsinnigkeit; es gelingt ihm
beim besten Willen nicht einmal, richtig bis 10 und 20 zu zählen"
(ebd., 104f.).

"Der Chronist und Abschreiber, den uns Holder-Egger hier schildert, muβ ein wahres Prachtexemplar von einem Idioten gewesen sein!! Gedankenlos und unaufmerksam bis zum Exzeβ schmiert er seine Vorlage ab, und es ist bei ihm ein seltenes Vorkommnis, wenn er einmal so viel Energie aufbringt, daβ er seine Vorlage genau ansieht!" (ebd., 152f.).

Kammeier zieht aus all diesen Befunden der offiziellen Diplomatik den Schluß, daß wir "einen vielbändigen geschichtlich aufgeputzten Tendenzroman, in welchem ein großer Bestandteil der Personen und Begebenheiten entweder umgeschmolzene Teile echter Geschichte oder ganz erdichtete Fakten ausmacht", vor uns haben (ebd., 79). Weil "diese Schaffung der neuen mittelalterlichen Chronologie gleichsam aus dem Nichts" (ebd., 80) sehr schwierig ist, habe man zum Kunstgriff einer "elastischen Datierung" (ebd., 80), zu einer Kompromiß-Datierung (ebd., 147) gegriffen, um durch die Diskrepanz zwischen Inkarnationsjahr, Regierungsjahr und Indiktion das eigentlich zu beurkundende Datum in der Schwebe zu halten.

Was leistet die neue These?

Nach der hier vertretenen Auffassung sind Kammeiers Interpretationen nur teilweise richtig, seine Schlußfolgerungen falsch. Für die Zeit von frühestens 919 (dem Beginn des sächsischen Hauses, aber nicht der regelmäßigen anno-domini-Datierung) bis 1000 mußten die "altdatierten" Urkunden wegen der neuen Inkarnationszahlen reihenweise neu geschrieben werden. Nach 1000 bis etwa 1070 läßt sich eine Art doppelter Buchführung vermuten, weil wohl nicht überall prompt auf die neue Inkarnationszählung umgestellt wurde (man denke an die zögerliche Einführung der gregorianischen Reform), woraufhin später nachgebessert werden mußte. Für die Zeit vor dem sächsischen Haus schließlich konnte und mußte - die Karolingerzeit sei ausgeklammert (s. Anhang) - tatsächlich Geschichte erfunden werden, trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten, etwa der heiklen Kongruenz von Dokumenten und Historienschreibung (vgl. Kammeiers "mehrfache Buchführung" ebd., 158-167) - aber keineswegs, um die eigentliche Geschichte zu verdecken, denn eine solche hat ja in dem künstlich geschaffenenen Zeitraum nicht stattgefunden.

Hieraus lassen sich fast all jene Fehler ableiten, die Kammeier aufgespürt hat. Denn bei dieser Nachbesserungsaktion war ja vor allem zu berücksichtigen, daß der mittelalterliche Jahresbeginn keineswegs "automatisch" auf den 1.1. gefallen ist. Geläufig waren als Neujahrstag der 25.3. (Annunziationsstil, der zu Jahren mit doppeltem bzw. fehlendem Osterfest führt und zwei verschiedene, um ein Jahrdifferierende Zählungen – calculus Pisanus und Florentinus – kennt, der 25.12. (Inkarnationsstil, unter dem aber auch der A.stil verstanden werden konnte), der variable Ostersonntag (Osterstil, der sogar die Jahreslänge wechseln läßt) und nicht zuletzt der 1.1. (der "heidnische" Incarnationsstil, den die Kirche durchwegs bekämpft und

ebenso durchwegs gebraucht; vgl. bei Grotefend die entsprechenden Stichworte; Ginzel III 167).

Um den geplagten Schreiberling noch weiter zu quälen, beginnen überdies die Indiktionsjahre nicht unbedingt zu den Neujahrstagen der verschiedenen Stile, sondern am 1.9. (Indictio Graeca), am 24.9. (Indictio Bedana) oder am 25.12. (Indictio Romana, manchmal auch 1.1.; Grotefend 1891, 'Indiction'), die in den päpstlichen, kaiserlichen und französisch-karolingischen Kanzleien bunt durcheinander gehen.

Nachdem diese Berechnungsmethoden von Kanzlei zu Kanzlei und von Jahrhundert zu Jahrhundert kein System erkennen lassen (vielleicht führt hier die Rekonstruktion zu mehr Klarheit), mußte jede spätere Rückrechnungsaktion in eben jenes Unterholz führen, das Kammeier so anschaulich schildert und das die approbierte Diplomatik hinnimmt. Umdatierungsfehler waren unvermeidlich (deshalb kannten Schreiber "ihr" Jahr nicht mehr, deshalb widersprechen sich so häufig Inkarnationsjahr, Indiktion und Regierungsjahr); viele dadurch entstehenden Fehler führten zu nachbessernden Neuausstellungen echter Urkunden, wie sie bisweilen für denselben Vorgang vorliegen.

Klarer wäre dadurch auch, warum "in allen deutschen Kanzleien und in den verschiedensten Jahrhunderten Nachtragung der Datierungen nicht etwa vereinzelt vorkommt, sondern 'daβ man sie beinahe als Regel ansehen kann'" (Kammeier 111, dabei P. Kehr zitierend).

Und es würde nicht zuletzt verständlich, warum Otto II. und Otto d. Gr. wohl nicht als Umdatierer in Frage kommen: Otto I. konnte nach 37 Regierungsjahren (gest. 973) nicht erwarten, noch das Jahr 1000 zu erleben. Otto II. (973-983) hätte es erwarten können, doch sind von seiner Regierungszeit zu wenig Impulse ausgegangen, vor allem aber bestand damals noch weniger Umdatierungsbedarf, womit die Erklärung für dieses mediävistische Phänomen entfiele.

Nach dem Jahre 1000 spricht die bauwütige Aufbruchsstimmung und die archäologische Evidenz gegen jegliche Datierungsveränderung. Wie stand es schließlich mit dem gemeinen Volke? Es war bis kurz vor dem Jahre 1000 so wenig mit der Jahreszählung n. Chr. vertraut, daß es ihm wohl nichts ausmachte, wenn hier eine Änderung eintrat. Entscheidend war ihm allein die Verkündung des Jahres 1000 und die Naherwartung des Friedensreiches – und damit war ja bereits der Boden unserer heutigen Datierung erreicht.

Die hier vertretene These klärt auch zwanglos, warum Kammeiers "Fälschungen" häufig genug zweifellos echte Siegel tragen (Kammeier 1935, 115). Kanzleien, die ihre eigenen altdatierten Urkunden neudatiert abschreiben muβten, siegelten selbstredend neue Originale mit

ihren echten Stempeln. Humanistische Falschstempelschneider sind deshalb nicht vonnöten, ohne allen die Existenz abzustreiten.

Gleichfalls klärt sich, warum die "Fälscher" bei der Abfassung oft nicht darauf achteten, die entsprechende alte Schrift sklavisch nachzuahmen – es war ja gar nicht ihre Absicht, unentdeckbare Fälschungen zu kreieren (vgl. ebd., 31-42).

Kammeier stellt ausdrücklich fest (ebd. 118f.), daß gerade in den Kanzleien von Lothar I. (840-855), Otto I. (936-973), Heinrich II. (1002-1024) und Konrad II. (1024-1039) dasselbe rätselhafte Schwanken in den chronologischen Ansätzen zu verfolgen ist. Weil er aber auch späterhin Fehler und Fälschungen in den Urkunden findet, postuliert er erst für das 15. Jh. eine ungeheuer weitgreifende Fälschungsaktion, deren internationale Koordination unvorstellbar ist. Der vorliegende Ansatz verzichtet hingegen darauf, sämtliche mittelalterlichen Fälschungen, Neudatierungen, Rasuren, Radierungen etc. monokausal zu erklären und kommt deshalb mit einer Neudatierungsaktion im 10./11. Jh. aus.

Was Kammeier nicht bewegte, kann zu einem Prüfstein dieser These werden: Wie weit reichen Jahresangaben unserer christlichen Zeitrechnung zurück?

Diese Art des Datierens tritt erstmals in den Ostertafeln des Dionysius Exiguus auf, die aus dem Jahre 525 stammen, doch ihre weitere Verbreitung im frühen Mittelalter ist schütter und widersprüchlich. "Im 8. Jahrhundert ist sie schon in Privaturkunden Frankreichs vertreten, seit der ersten Hälfte des 9. Jahrh. in solchen Deutschlands, während die Karolinger vor der Regierung Ludwig III. <876> sich ihrer in ächten Urkunden niemals bedienen" (Grotefend 1891, 'Christliche Zeitrechnung'). Das klingt, also wären "ächte" und "unächte" Urkunden fast gleichrangig. Wenn dann Ginzel beispielgebend eine mit "801" datierte Urkunde Karls, die nach Grotefend unächt sein müßte, ausführlich zitiert (Ginzel 172) und der karolingische Chronist Paulus Diaconus nur eine einzige a.d.-Datierung gibt (das allseits akzeptierte Jahr 568 für den langobardischen Einmarsch in Italien), wird der Eindruck übermächtig, die Diplomatik glaube "unächten" Urkunden genauso wie den "ächten". Hier wird eine gründliche Prüfung ebenso notwendig wie schwierig.

Davon wird es abhängig, ob sich nicht eine noch einfachere These verifizieren läßt:

Die a.d.-Datierung sind überhaupt erst zur Jahrtausendwende eingeführt worden, um die neue Friedenszeit anzuzeigen.

Dann wäre überhaupt nur Dionysius Exiguus' Berechnung umgestellt worden, keineswegs aber eine bereits gebräuchliche Datierung. Diese These paßt ebenfalls mit dem Faktum zusammen, daß sich die Konzilien des 10. Jhs. nicht mit chiliastischen Nöten und Hoffnungen auseinandergesetzt haben. Die kammeierschen Fälschungsfunde müßten dann auf andere Weise erklärt werden, wobei an Motiven kein Mangel wäre.

Fazit.

Grob gesprochen und rund gerechnet sind in Europa die Zeiten von 565 bis 765 und von 820 bis 950 äußerst fundarm. Ihre übliche Begründung mit unruhigen Übergangszeiten greift wie bei den früheren "dark ages" zu kurz. Die These, daß Kaiser und Papst gemeinsam das Heilsjahr 1000 vorweggreifend datiert haben, weil Kirche und Welt an der Schwelle des Tausendjährigen Reiches zu stehen schienen, erklärt mehr als nur die Fundarmut. Erfundene Zusatzjahre haben selbstredend keine Funde hinterlassen können. Aber auch der ungeheure europäische Aufschwung ab 1000 wird nun derselben Triebfeder zugeschrieben wie die Neudatierung. Und sie erklärt die bislang völlig unverständlichen Fehler in den Datumszeilen vieler mittelalterlicher Urkunden, die gleichwohl nicht wie Fälschungen wirken.

Hauptprobleme bei dieser Geschichtskürzung bleiben damit die islamischen Datierungen und die Zeit Karls d. Gr., die europaweit gut belegt erscheint. Hier soll zumindest die Frage gestellt werden: Hat Charlemagne gelebt? Im Vorgriff auf einen weiteren Aufsatz geht der Anhang auf die im Text angesprochenen karolingischen Fakten ein.

Karlskritischer Anhang

Gerbert von Aurillac erinnert seltsam an Karls Alkuin: Dem späteren Papst Silvester II. gefiel der Rückgriff auf altvordere Vokabeln. So spricht er von den Legionen Ottos anstatt von dessen Heere, bezeichnet Völker seiner Zeit als Sueben, Helvetier oder Skythen, was bei den Gelehrten zu Konfusionen führt, denn Gerberts Skythen sind nicht immer die Slaven, sondern auch die Ungarn (Schramm 97f., 347). Alkuin wiederum belegt die gelehrte Runde in Aachen mit antiken Namen: Karl d. Gr. alias David, Alkuin alias (Horazius) Flaccus, Einhard alias Beseleel und so fort (Fleckenstein 43f.). Es lebten also, wie der profunde Karlskenner Percy Ernst Schramm feststellt, in Gerbert die besten Traditionen der karolingischen Bildung wieder auf

(Schramm 97). Im folgenden wird jeweils der Umkehrschluβ nahegelegt, also hier: War Alkuin eine Schöpfung Gerberts, alttestamentarisch ausgerichtet im Gegensatz zum "neutestamentarisch" orientierten Gerbert?

Als Otto 997 das volle Kaisertum für sich reklamierte und den byzantinischen Titel "Kaiser der Römer" führte (Schramm 101), feierte ihn Gerbert justament so, wie Karl d. Gr. von seinen Hofgelehrten gefeiert worden ist (Schramm 1975, 102). Hat auch die Gestalt Karls wesentliche Züge durch Gerbert erhalten?

Karls Biographie ist anerkannterweise ein Patchwork aus Suetons römischen Kaiserporträts. Stammt sie von Einhard, der seinem Kaiser Aug in Aug nicht einmal den Geburtsort entlocken konnte, oder von einem "Pseudo-Einhard"? Lieβ Otto III. Karls Leben erfinden, wie Karls Gruft samt Auffindung erfunden scheint (1)? Hat Friedrich Barbarossa diese Fiktion weiter ausgesponnen? Unter millenaren Vorstellungen wäre es zwingend gewesen, sich einen Kaiser zu kreieren, der den Endkaiser Otto mit den altrömischen Kaisern verknüpft, auf daß die Welt nicht vorzeitig untergehe (2).

Otto III. leistete sich ausgerechnet gegenüber Gerbert einen Fauxpas. Als er 998 Gerbert zum Erzbischof von Ravenna ernennt, schenkt er ihm zum Amt auch Gebiete, die bereits Otto I. der Kirche geschenkt hatte – "ein neues Symptom, daß Otto III. sich durch das karolingische Paktum und seiner Erneuerungen nicht gebunden fühlte" (Schramm 104). Einleuchtender wäre der Umkehrschluß, daß dieses Paktum 998 noch gar nicht bestanden hatte, sondern Ottos Schenkung nach Gerberts Papsterhebung zu einer karolingischen Schenkung an die Kirche "umgewidmet" worden ist.

Otto wählt 998 für seine neue Bulle nicht sein eigenes Porträt, sondern das von Karl d. Gr. (3). Erstaunlicherweise ist die Entdeckung dieses Tatbestands gerade umgekehrt erfolgt: Das karolingische Urbild ist erst dank seiner ottonischen Kopie erkannt worden (Schramm 117,42,17).

Die Aachener Pfalzkapelle ist für die Kunstgeschichte ein merkwürdiges Zwitterwesen. So lassen Säulen und Kapitelle, aus dem Ravenna Theoderichs stammend, die Spätantike fast 300 Jahren weiterleben; vor allem aber leitet sich der Entwurf für Aachen unmittelbar aus zwei byzantinischen Bauten von 525 her, entstammt also dem Geist der Spätantike. Doch gleichzeitig ist der angeblich 798 oder 805 fertiggestellte Karlsbau ein viel zu früher Vorläufer der Romanik. Augenfällig wird dies an den oktogonalen Nachbauten, die erst ab 1000 entstehen (4). Ähnliches gilt für das Westwerk, das jedoch bereits in karolingischer Zeit einen Nachfolger (Corvey, ab 873) erhalten hat, der gleichfalls umzudatieren wäre (vgl. ausführlich Verbeek 1967). Die eigentliche Aachener Bauzeit dürfte der des Westwerks von St. Pantaleon zu Köln entsprechen, das bei 1000 angesiedelt wird (Eckstein 119).

Die Tradition mittelalterlicher Bronzetore ist ein gut untersuchter Traditionsstrang, der sich fast exakt ab 1000 entfaltet (5). Um 200 Jahre abgetrennt von dieser künstlerischen wie technologischen Entwicklung müssen die ursprünglich zehn Aachener Türflügel stehen (Mende 21). Aber für die künstlerische Entwicklung sind 200 Jahre wie ein Tag: "Der Mainzer Tür liegt ebenso wie den Türen in Aachen das antike Gliederungssystem von Rahmen und Füllungen zugrunde, das jedoch – auch dies vergleichbar mit Aachen – nicht konsequent durchgeführt worden ist" (Mende 25). Über diese enge künstlerische Verwandtschaft der glattflächigen Türen (samt gleichen Tierköpfen) hinaus hat der Mainzer Erzbischof Willigis sogar den Text an der Tür anbringen lassen, daß dies die erste seit dem großen Kaiser Karl gegossene sei (Weisweiler 81). Vergessen wir aber nicht, daß Willigis Reichskanzler unter Otto III. war, also die Pläne seines Herrn kannte.

Die Pfalzkapelle zu Aachen ist in noch einer Hinsicht ihrer Zeit voraus. "Daß das Aachener Oktogon dem Himmlischen Jerusalem nachempfunden ist, ist allenthalben unbestritten" befindet H. Weisweiler (193; vgl. 118-140), der sogar die apokalyptische Zahl der 144 Ellen als inneren Oktogonumfang von 144 Fuß wiederfindet (Offb 21,17; Weisweiler 23, 30f.). Nachdem Innenhöhe des Achtecks und Durchmesser des Sechzehnecks übereinstimmend 100 Fuß messen, ist auch die apokalyptische Vorgabe für das himmlische Jerusalem erfüllt: "Ihre Länge und Breite und Höhe sind gleich" (Offb 21,16; Klugmann 12). Lag denn schon unter Karl d. Gr. die Apokalypse samt Himmlischem Jerusalem den Bauplänen zugrunde? Kaum - viel wahrscheinlicher ist die Pfalzkapelle im 10., ja vielleicht sogar erst Anfang des 11. Jh. gebaut worden, möglicherweise mit einem erst in einem zweiten Anlauf steiler gestalteten Obergeschoß, das nunmehr die apokalyptischen Zahl erfüllte. Damit kämen endlich das schwere Kuppelgewölbe und die ansteigenden Emporengewölben nicht mehr 250 Jahre zu früh, wagte man sich doch erst zur Bauzeit des Doms zu Speyer (ab 1030) an derartig große Wölbungen heran (Adam 76).

Literatur:

Adam, Ernst (1968): Vorromanik und Romanik; Frankfurt/M.

Aubert, Marcel (1973): Romanische Kathedralen und Klöster in Frankreich; Wiesbaden

Besson, Waldemar (Hrsg., 1961): Das Pischer Lexikon Geschichte; Frankfurt/M.

Beumann, Helmut (1967): Grab und Thron Karls des Großen zu Aachen; in: Karl der Große. Lebenswerk und Wachleben, Band 4, hrsg. von W. Braunfels und P.E. Schramm: Düsseldorf

Beumann, Helmut (1987): Die Ottonen; Stuttgart

Clube, Victor: Cosmic Winter

Cohn, Morman (1988): Das neue irdische Paradies. Revolutionärer Millenarismus und mystischer Anachronismus im mittelalterlichen Europa; Reinbek

Dhondt, Jan (1968, 1990): Das frühe Mittelalter; Band 10 der Pischer Weltgeschichte; Frankfurt

Eckstein, Hans (1986): Die Romanische Architektur. Der Stil und seine Formen; Köln

Brdoes, Richard (1988): A.D. 1000. Living on the Brink of Apocalypse; San Francisco

Fleckenstein, Josef (1965): Karl der Große und sein Hof; in: Karl der Große. Lebenswerk und Wachleben, Band 4, hrsg. von W. Braunfels und P.E. Schramm; Düsseldorf

Ginzel, P.K. (1914): Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. Das Zeitrechnungswesen der Völker; Leipzig

Grotefend, H. (1891): Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 1. Band Glossar; Hannover

Hagemeyer, Hans (1944): Gestalt und Wandel des Reiches; Berlin

Illig, Heribert (1991): Die christliche Zeitrechnung ist zu lang; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart III (1) 4

Illig, Heribert (1991a): Halley, Movae, China. Zur Synchronisierung der Alten Welt; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart III (2) 33

Illig, Heribert (1991b): Augustus auf dem Prüfstand; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* III (2) 43 Illig, Heribert (1991c): Fälschung im Mamen Konstantins; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenw*. III (2) 50 Illig, H. / Miemitz, H.-U. (1991): Hat das dunkle Mittelalter nie existiert? in *Vorzeit-Früh-*

zeit-Gegenwart III (1) 36

Jantzen, Hans (1959): Ottonische Kunst; Reinbek

Kammeier, Wilhelm (1935): Die Fälschung der deutschen Geschichte; Leipzig

Klauser, Theodor (1957): Reallexikon für Antike und Christentum; Stuttgart, 3. Band

Klugmann, Ulrike (1983): Aachen und die Bifel; Worderstedt

Leisinger, Hermann (1956): Romanische Bronzen. Kirchentüren im mittelalterlichen Europa; Zürich Maier, Franz Georg (1973, 1988): Byzanz; Band 13 der Fischer Weltgeschichte; Frankfurt/M.

Mende, Ursula (1983): Die Bronzetüren des Mittelalters 800 - 1200; München

Miemitz, Hans-Ulrich (1991): Fälschungen im Mittelalter; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenv. III (1) 21 Schramm, Percy Brnst (1929, 1975²): Kaiser, Rom und Renovatio. Studien zur Geschichte des römischen Brneuerungsgedankens vom Ende des Karolingischen Reiches bis zum Investiturstreit; Darmstadt

Schramm, Percy Ernst (1967): Karl der Große im Lichte der Bild- und Wortzeugnisse; in: Karl der Große. Band 1, hrsg. von H. Beumann; Düsseldorf

Sedlmayr, Hans (1950): Die Entstehung der Kathedrale; Graz

Seppelt, Franz-Xaver / Löffler, Klemens (1933): Papstgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart: München

Spengler, Oswald (1922, zit. 1963): Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte: München

Verbeek, Albert (1967): Die architektonische Machfolge der Aachener Pfalzkapelle; in: Karl der Große. Lebenswerk und Machleben, Band 4, hrsg. von W. Braunfels u. P.B. Schramm; Düsseldorf Weisweiler, Hermann (1981): Das Geheimnis Karls des Großen. Astronomie in Stein: München

Wilckens, Ulrich (1971): Das Neue Testament, übersetzt und kommentiert von U. Wilckens; Hamburg Zeller, Manfred (1991): Zur Entwicklung deutscher Literatur im Mittelalter; im vorliegenden Heft Zimmermann, Harald (1971): Das dunkle Jahrhundert. Bin historisches Porträt; Graz

Kammeier, kritisch gewürdigt Hans-Ulrich Niemitz

1. Kammeiers Leben, wichtige biographische Daten, Einflüsse

Wilhelm Kammeier ist so unbekannt geblieben, daß nicht einmal sein Geburtsdatum bekannt ist. Er wurde etwa zwischen 1890 und 1900 geboren, studierte Jura und arbeitete in Hannover. Um 1923 stellte er ein erstes Manuskript zum Thema "Fälschungen im Mittelalter" fertig. Aber die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft (heute DFG) und die Preußische Akademie der Wissenschaft unterstützten keine Veröffentlichung. Diese ermöglichte erst die Machtergreifung der Nazis, weil Kammeiers Thesen in das NS-Konzept paßten. Er vertrat (nun erst?) den völkischen Standpunkt und schrieb über Rasse usw. Vielleicht kam er wegen seiner früheren Nichtbeachtung und der späteren freundlichen Aufnahme durch die Nazis zu solchen Ansichten - ein Schicksal, das er z.B. mit fast der gesamten deutschen Ingenieurschaft geteilt hätte. Die NS-deutsche Historiker-Szene diskutierte über ihn kontrovers. So empfahl die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums den Volksbibliotheken, Kammeiers Schriften nicht anzuschaffen, weil das Volk dadurch nur verwirrt werden würde. Die Wissenschaft solle diese Frage erst klären. Der Völkische Beobachter war dagegen von Kammeiers Schriften begeistert.

Bis 1938 veröffentlichte Kammeier neun Hefte, die um 1980 als zwei Bücher in Wobbenbüll nachgedruckt worden, aber derzeit vergriffen sind; laut Verlagsankündigung sollen sie erneut aufgelegt werden:

Die Fälschung der deutschen Geschichte (zitiert als FG), Die Wahrheit über die Geschichte des Spätmittelalters (zitiert als WW)

Er hat noch in den 40er Jahren an einem dritten Werk gearbeitet. Das im Nachlaβ gefundene Manuskript wurde posthum veröffentlicht: Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums.

Nach dem Krieg lebte Kammeier in Arnstadt (Thüringen). Er hatte Schwierigkeiten mit der DDR-Staatsführung, als er sein drittes Werk veröffentlichen wollte. Laut einem Klappentext soll er 1959 verhungert sein.

2. Grober Abriß von Kammeiers Thesen zum Mittelalter

Kammeier behauptet, daß zwischen ca. 1400 und 1500 eine große klerikale und von den Humanisten getragenen Fälschungsaktion abgelaufen sei, die das Ziel gehabt hätte, uns eine Geschichte zu "überliefern", die die Rolle bzw. Wichtigkeit der mittelalterlichen katholischen Kirche herausstellte. Die heidnische "germanische" Geschichte (bzw. deren Dokumente) sei vernichtet und statt dessen eine verzerrte römisch-gallikanische Geschichte überliefert worden. So sei die Existenz des Papstes für die Zeit vor dem sog. avignonesischen Exil der Päpste erfunden. Erst "Avignon" sei der Beginn der Entstehung des Papsttums. Die Geschichte vor 1300 sei über die vorhandenen Dokumente nicht zu rekonstruieren, denn diese seien alle (!) gefälscht. Die wirkliche Geschichte zu schreiben, insbesondere die zur Entstehung des Papsttums sei, wenn überhaupt, nur über die richtige Einschätzung dieser Fälschungsaktion möglich.

Die Kämpfe zwischen den entstehenden Nationalkirchen - wohlgemerkt ohne Papst - seien heute in verzerrter Darstellung als Ketzerbewegungen und -kriege bekannt. Nicht nur die mittelalterlichen Urkunden, sondern auch antike Literatur - wie z.B. Tacitus' Germania -, die über die Geschichte der Germanen berichtet, sei verfälscht. Viele Dokumente genuin deutscher Denkweise, wie die des Eckhardt, seien grundlegend verfälscht worden. Die Priesterkaste der römischkatholischen Kirche habe sogar das Neue Testament erfunden oder zumindest neu geschrieben, um eine theologisch-theoretisch bewußt widersprüchliche, damit aber für das Priestertum als zuständigen Interpreten sichere Basis zu erhalten. Die Kirche sei heute noch dabei, über lancierte Funde von Schriftrollen das hohe Alter der neutestamentarischen Texte zu beweisen. Von Kammeier aufgestellte und analysierte Fundstatistiken lassen wahrhaftig stutzen.

Wenn in der obigen Kürze ohne weiter Begründung solche Thesen vorgetragen werden, dann können sie nur Unglauben hervorrufen. Nur eine genaue Beschäftigung mit dem Material kann uns verstehen lassen, weshalb Kammeier zu derartigen Thesen kommen konnte. Was er ausbreitet, ist wirklich erschreckend – für die Geschichtsschreibung "normaler" Art. Seine Erkenntnisse oder "Erkenntnisse" – je nach Standpunkt – sollen hier dargestellt werden. Ziel dieser Studie ist es, die von ihm aufgedeckten Verwunderungen deutlich zu machen, sie zu klassifizieren und dann zu kritisieren. Unabhängig davon, ob Kammeiers Lösung richtig ist, bleiben die von ihm aufgezählten Verwunderungen bestehen.

3. Beispiele für Kammeiers Verwunderungen

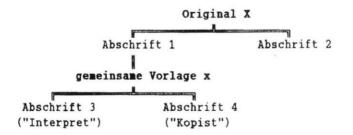
3.1. Stammbäume und Verluststatistiken, die Suche nach dem Urtext

"Wir befinden uns in der Lage, einen Beweis von mathematischer Sicherheit in der Hand zu haben, daβ die wirkliche deutsche (germanische) Geschichte des Mittelalters von der Fälschergenossenschaft systematisch ausgelöscht ist; und zwar können wir diesen Beweis aus der Verluststatistik der mittelalterlichen Handschriften führen" (FG 133f.).

Bekanntermaßen liegen mittelalterliche Geschichtswerke in verschiedener und voneinander abweichender Gestalt vor ("Rezensionen" oder "Redaktionen"). Änderungen durch die Autoren selber oder Abschreibefehler – zum Teil wegen Unleserlichkeit der verdorbenen Manuskripte – und eigenwillige interpretatorische Änderungen durch die Kopisten seien der Grund dafür. Fehlt der Originaltext, so versucht die Textkritik und die Quellenkritik herauszufinden, welche der Abschriften dem Original am nächsten ist und welches von welchem Manuskript abgeschrieben worden ist.

Man muß nun feststellen, daß die Originalhandschriften fast aller bedeutenden literarischen Manuskripte, d.h auch der historischen Werke, verlorengegangen sind. Aber meist sind mehrere Abschriften erhalten. Von diesen Abschriften wiederum ist nun mit geradezu penetranter Konstanz jewells die sogenannte "gemeinsame Vorlage" auch verschwunden.

Ein typisches Stammbaumdiagramm (nach W.Gundlach, zur Sammlung der Epistolae Arelantes) verdeutlicht diesen Tatbestand (fettgedruckt sind die verschwundenen Manuskripte):



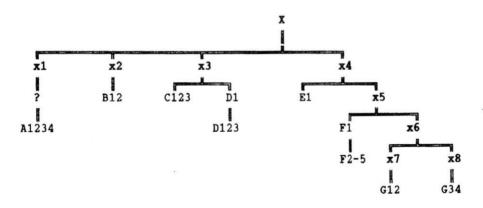
Die gemeinsame Vorlage x muß angenommen werden, um die Abschriften 3 und 4 als Ableger der Abschrift 1 interpretieren zu können; einerseits erzwingen die Ähnlichkeiten der Abschriften 3 und 4 diesen Schluß, andererseits erzwingen die Abweichungen (Zusätze

und Lücken) die Annahme, daß nicht direkt von der Abschrift 1 abgeschrieben worden sein kann. Daß nun diese gemeinsamen Vorlagen in allen Fällen rätselhafterweise verschwunden sind, muß verwundern.

Dieses Verschwinden erklärt Kammeier so: "Die vielen angeblich verlorengegangenen 'gemeinsamen Vorlagen' sind in Wahrheit niemals vorhanden gewesen! Die vermeintliche (gemeinsame) Vorlage x ist die dichtende Phantasie der Genossen der spätmittelalterlichen universalen Geschichtsdichtungsaktion. ... In allen diesen Fällen rühren die beiderseitigen Plus-Angaben in 1 und 2 aus der dichtenden Phantasie der Fälscher her, die das betreffende Werk überhaupt gefälscht haben" (FG 138f.).

Die Widersprüchlichkeiten sind nach Kammeier bewußt von den Fälschern produziert worden, um sich nur in einem groben Rahmen festlegen zu müssen. Einer "Wahrheitskontrolle" konnten sie durch Verweise auf die verschiedensten (sich widersprechenden) "Dokumente" entgehen. "Die erhaltenen 'Abschriften' sind dann die richtigen Urschriften (aus der Fälscherzentrale), und sie sind mit voller Absicht in mehreren Klassen geschmiedet worden ... es war den Fälschern nämlich nicht möglich, hinsichtlich der Chronologie und der Namen genau fixierte und eindeutige Angaben zu machen... Eine ... erdichtete Chronik mußte und wurde ... sofort in mehreren Bearbeitungen fertig geschmiedet (um gewisse Ereignisse chronologisch in der Schwebe zu belassen), oder aber es wurden nach Bedarf im Verlaufe der Aktion eine oder mehrere neue Bearbeitungen hinzugefälscht" (FG 146f.) - <Hervorhebung H.N.>.

Zur Veranschaulichung noch zwei Beispiele: "Einen geradezu klassischen Beweis ... liefert uns der Stammbaum der Handschriften der in mehr als 100 Exemplaren erhaltenen 'Geschichte der Langobarden' des Paulus Diakonus. Er sieht nach Waitz so aus:



(ABC ... bedeuten die erhaltenen Handschriften-Klassen.) Man sieht: 'verloren' ist die Original-Urschrift (X) und allesamt die 'gemeinsamen' Vorlagen für die einzelnen erhaltenen Gruppen! Hat hier der blinde Zufall nicht mit geradezu verblüffender Planmäβigkeit 'gearbeitet'?!" (FG144) <in Fettdruck die verlorenen Handschriften; H.N.>

Auch die Einhard-Biografien über Karl den Großen sind von diesem "Bazillus" befallen. Nicht nur die Urschrift fehlt, sondern auch die drei Ur-Abschriften sind spurlos verschwunden (FG 189). Daβ sich die verschiedenen Versionen der Biographie in haarsträubenste Widersprüche verwickeln, bedarf kaum noch der Erwähnung

3.2. Itinerare

"Jedermann weiß aus der 'Geschichte', daß die Kaiser und Könige des Mittelalters keinen festen Residenzsitz hatten. Veranlaßt durch die Züge gegen äußere und innere Feinde des Reiches und durch ihre mannigfachen Regierungsgeschäfte gezwungen, reisten sie von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Dauernd durchzogen sie auf ihren Rossen das deutsche Reich. Und zwar alle Könige und Kaiser des Mittelalters" (WW I 54). Kein Historiker hat dies bislang für merkwürdig befunden – als ob Kaiser von Natur aus immer gesund genug für diese Dauerreisen gewesen sein müßten.

Die Historiker haben Itinerare erstellt, d.h. aus den Quellen konstruierte Aufeinanderfolgen der Stationen kaiserlicher oder könig-licher Reisewege. Diese Aufzählungen beispielsweise "der Orte, an denen im 11. Jahrhundert die Kaiser und Könige die hohen kirchlichen Festtage verbrachten und feierten" und Urkunden ausstellten, bergen erhebliche Probleme in sich. Kurz gesagt: Die Kaiser müssen an vielen Festtagen gleichzeitig in verschiedenen Städten gewesen sein (FG 54f)! Ein nach H. Breßlau zitiertes und von Konrad kommentiertes Itinerar beweist sogar, daß für einen Zeitraum von etwa 50 Jahren (1025 bis 1073) fast immer zwei Städte für denselben Termin genannt sind; zweimal werden sogar drei Städte genannt. Diese Regelmäßigkeit ist bei einer wirklich zufälligen Verteilung von Fehlern oder Irrtümern in den Quellen (Annalen, Städtechroniken, von den Kaisern ausgestellten Urkunden usw.) ausgeschlossen.

Kammeler vermutet hinter dieser Regelmäßigkeit die organisatorische Kraft der Fälschungsaktion. Diese habe bewußt diese Widersprüche konstruiert, weil von vornherein klar war, daß eine gefälschte "wasserdichte" Chronologie für mehrere mittelalterliche Jahrhunderte

nicht zu erstellen war. Zu viele Ereignisse hätte man exakt miteinander verweben müssen. Deshalb arbeitete die Fälschergruppe lieber von vornherein und kontrolliert mit dem absichtlichen Widerspruch. "Die guten Leute sagten sich, einem späteren Kritiker mag das ruhig auffallen; er wird schon das 'Richtige' herausdestillieren. ... Aber die Fälscher haben nicht entfernt daran gedacht, daß in späteren Zeiten einmal alle die von ihnen so kunstvoll auf die entlegensten Archive verstreuten Quellen gesammelt und haarscharf verglichen werden könnten! Und daß dann ihre Methode klipp und klar vor Augen liegen würde!" (WW I 62f).

Andere Merkwürdigkeiten der Itinerare und der ihnen zugeordneten (kaiserlichen) Urkunden seien hier nur aufgezählt:

- "nicht selten (sind) Urkunden desselben Tages aus verschiedenen Orten datiert" (WW I 66).
- Ort und Tag liegen so zueinander, daß sich "unstatthafte Entfernungen im urkundlichen Itinerar" ergeben (WW I 67).
- Wir finden oft eine Gestaltung, bei der sich "ein regelloses Hin und Herziehen" ergibt (WW I 68).

3.3. Elastische Datierung

Bei den Datumsangaben in den Schriftstücken des Mittelalters verfuhr man viel ausführlicher und gründlicher als heutzutage; "sie wurden nicht in der heute üblichen einfachen Form (Jahr, Monat, Tag), sondern in einer recht verwickelten Einkleidung unter die Urkunden gesetzt. Es genügt aber für unseren Zweck zu wissen, daß neben den Angaben des Jahres (Inkarnationsjahr, Ärenjahr), des Monates und Tages die sogenannte Datumzeile in mittelalterlichen Schriftstücken noch folgende Zeitbestimmungen aufweist: Die Angabe der Regierungsjahre des Ausstellers z.B. als Kaiser (anni imperii = Kaiserjahre) oder König (anni regni = Königsjahre) und ferner die sogenannte Indiction. Diese Indiktion (auch Römerzinszahl genannt) ist eine der häufigsten Zeitbestimmungen im Mittelalter, aber auch eine recht merkwürdige. Indiktion 'ist diejenige Zahl, welche angibt, die wievielte Stelle ein Jahr in einem Zyklus von 15 Jahren einnimmt. Diese 15jährigen Zyklen laufen durch unsre gesamte Zeitrechnung' im Mittelalter. Über die Entstehung dieser merkwürdigen Zeitrechnung sind sich die Fachgelehrten nicht einig; die Indiktionsrechnung hängt jedoch, wie hier angedeutet werden möge, mit der großen Fälschungsaktion zusammen" (FG 55f).

Bei der Schaffung einer neuen Chronologie gleichsam aus dem Nichts war, wie oben schon erwähnt, der schwierigste Punkt die Verknüpfung verschiedenster Datenreihen. Die Fälscher erfanden ein besonderes Verfahren: "Wo die Verzahnung der Datumsangaben nicht haarscharf ineinandergriff, nahm man seine Zuflucht zu dem Verlegenheitsmittel der elastischen Datierung. ... Immer dann, wenn sich den Fälschern für die genaue Präzisierung der Zeitangaben Schwierigkeiten einstellten, behalf man sich damit, daß man das zu beurkundende Faktum absichtlich zwischen mehreren Jahreselementen gewissermaßen hin- und herpendeln ließ. Man statuierte in einem solchen Falle z.B. als Inkarnationsjahr 740, als Indiktionjahr 741, als Königsjahr 744 (nach einem Beispiel aus der Fachliteratur). Mit voller Absicht ließ man so ein Ereignis chronologisch in einem Schwebezustand" (FG 80f).

Dem gutgläubigen Historiker erscheinen solche Widersprüche nur erklärbar durch eine gewisse Dummheit der mittelalterlichen Urkundenersteller. Wenn die Urkunden wirklich praktischen Zwecken gedient haben sollten, dann müβten sie in den Datierungen stimmig sein. Zeitgenossen hätten derartige Unstimmigkeiten – besonders bei Streitigkeiten – eigentlich erkennen und zu ihrem Vorteil wenden müssen. Dazu später mehr.

Als Beispiel seien die Datierungsangaben für den Beginn königlicher Regierungszeiten genannt. Man weiß zwar, daß die Jahreswechsel in verschiedenen Städten und Ländern zu verschiedenen Zeiten angesetzt waren, aber wenn bei einem König mindestens fünf verschiedene Anfangstermine zu finden sind, wie z.B. bei König Robert von Frankreich im 10. Jahrhundert, dann macht das stutzig. Dabei verraten die verschiedenen Urkunden nicht, "welche Epoche denn nun im einzelnen Fall maßgeblich war!!" (WW II 23), also auf welche Art von Jahreszählung die Datierung sich bezieht.

3.4. Namen (und Daten)

Nicht nur mit den Daten, nein auch mit den Namen wird "elastisch" umgegangen. Für Namen, aber auch für Daten verfuhren die Fälscher so, daß sie in den Urkunden Lücken ließen, die erst später im Verlauf der Fälschungsaktion gefüllt werden konnten. Diese sogenannten Nachtragungen sind ein allgemein zu beobachtendes Phänomen. So stellt z.B. P. Kehr betreffs der Urkunden Heinrich III. fest, daß Nachtragung der Datierungen nicht etwa vereinzelt vorkommt, sondern "daß man sie beinahe als Regel ansehen kann" (FG 111). Und Zatscheck sagt: "Von 373 Urschriften aus der Zeit Heinrich II. ist das Tagesdatum in etwa 60, Ausstellungsort in etwa 12, Tag und Ort, sowie die ganze Datierung in rund 50 Diplomen nachgetragen ... Von 151 Urschriften aus der Zeit Konrad II. ist der Tag etwa bei 25, der Ort bei 14, Tag und Ort bei etwa 30 Diplomen nachgetragen. Also unter Heinrich II. ein gutes Drittel, bei Konrad II. nahezu die Hälfte" (FG 111).

Wie sieht es mit den Namen aus - einem Bereich, der wohl noch sensibler ist als die Daten bei Urkunden? Kammeier zitiert betreffs deutscher Königsurkunden des 10. und 11. Jahrhunderts aus dem Archiv für Urkundenforschung: "Wo eine vom Könige geschenkte Besitzung nach Gau und Grafschaft, die durch den Namen des Grafen bezeichnet wurde, bestimmt wird, ist sehr häufig für den Namen des Grafen ... ursprünglich eine Lücke gelassen, die erst nachträglich ausgefüllt wurde. In einer nicht ganz kleinen Anzahl von Urkunden ist dann aber die Ausfüllung der Lücke versehentlich vergessen worden, und der Name des Grafen fehlt also in den dem Empfänger ausgehändigten Originalen" (FG 111). Einerseits sind die Urkunden voller Sorgfalt gemalt worden, und andererseits wird der Name vergessen? Das deutet nach Kammeier darauf hin, daß diese Urkunden keinem zeitgenössischen praktischen Zweck gedient haben können, sondern das Produkt der Fälschungsaktion sind, nachträglich erstellt zur Simulation einer nie geschehenen Geschichte.

3.5. Reichenau-Archive, regionale und globale Fälschungsaktionen

Schon auf Seite 21 seines ersten Werkes Die Fälschung der deutschen Geschichte führt Kammeier die Möglichkeit einer genossenschaftlichen Fälschungsaktion vor – also die Fälschung von Urkunden durch eine Gruppe über eine längere Zeit. Dazu braucht er nur drei Untersuchungen über das Benediktinerkloster Reichenau und umgebende Klöster zu zitieren. "'Dreimal wurden überhaupt in der Reichenau Fälschungen von Kaiserurkunden in größerem Maßstabe vorgenommen'... 'Merkwürdig verwandte Fälschungen findet man (außerhalb Reichenaus) noch in den Klöstern Ottobeuren, Kempten, Buchau, Lindau, Rheinau und Stein a. Rhein.' Es ist besonders eine gefälschte sogenannte Klostervogtsurkunde, die, je nach der Örtlichkeit im Texte passend frisiert, in allen genannten Abteien fabriziert wurde. 'Zwischen allen diesen Fälschungen besteht ein so inniger textlicher Zusammenhang, daß ihre Entstehungsverhältnisse eng miteinander

verknüpft erscheinen' (Brandi)" (FG 23f.). ... "Was man hier in Reichenau in kleinem Maßstabe beging, war eine ganz systematische 'Verbesserung' der Geschichte. Da viele der gefälschten Urkunden sogenannte Palimpseste (d.h. Stücke, bei denen die Fälschung an die Stelle des ausradierten Textes gesetzt wurde) sind, so wurde also erst eine tatsächliche Wirklichkeit vernichtet und dann an ihrer Stelle eine Phantasiewelt gezimmert" (FG 24f.).

Kammeier diskutiert dann die Möglichkeit einer universalem Fälschungsaktion – einer Aktion, die also weit über diese regionale Aktion hinausgeht – und kommt zum Schluß: "Wenn ... der Plan zu solchem Unternehmen im Zentralhirn einer straff organisierten Gesellschaft von Weltbedeutung geboren wird, dann ist seine Ausführung sehr gut möglich" (FG 26), besonders, wenn diese Organisation (zu dieser Zeit) die Wissenschaft als Monopol besitzt – und wenn sie Zeit hat, nämlich etwa ein Jahrhundert. (Kammeier meint natürlich die katholische Kirche.)

Auf etwa 20 Seiten beschäftigt sich Kammeier ausführlich mit der Reichenauer Fälschungsaktion. Er zeigt "kraβ an den Tag tretende bewußte Mißachtung der 'echten' Vorlagen" (FG 43) für einen Zeitraum vom 10. Jahrhundert bis zum 12. Jahrhundert. Die Schrift – und insbesondere oft nur für bestimmte Buchstabengruppen – wird trotz vorhandener Vorlagen ähnlicher "echter" Urkunden nicht eingehalten. "Ein praktischer Urkundenfälscher, der so zu Werke ginge, der freventlich gegen den obersten Grundsatz seines Gewerbes verstieße, in einer Angelegenheit, die doch kein Kinderspiel darstellen soll, ist eine ganz unmögliche Erscheinung, woraus mit Notwendigkeit folgt: die besprochenen Reichenauer Falsifikate können auf keinen Fall praktische Fälschungen sein" (FG 36).

3.6. Praktische und gelehrte Fälschungen

Die Merkwürdigkeiten bei "echten" und gefälschten Urkunden (echte Urkunden existieren ja laut Kammeier nicht) erklären sich dadurch, daß die Urkunden nicht den Zweck hatten, irgendwelchen praktischen Zwecken zu dienen. Bei Kammeier können zahlreiche Beispiele für die Zeit von der Dynastie der Merowinger bis zum 14. Jahrhundert nachgelesen werden.

Wie versuchen andere Forscher die massenhaft auftretenden Unstimmigkeiten zu erklären? Sie postulieren die Schwachsinnigkeit mittelalterlicher Urkundenschreiber bzw. eine sehr eigenartige Geistesverfassung mittelalterlicher Fälscher, indem sie unterstellen: Erstens waren die mittelalterlichen Menschen eben so merkwürdig dumm, daß sie zwar bestens lesen und schreiben, aber nicht immer bis 20 zählen konnten (eine Frage der Mentalität), und zweitens beweist gerade das massenhafte Auftreten dieser Dummheit, daß die Urkunden echt sein müssen (– denn eine so große Fälschungsaktion, wie Kammeier sie postuliert, kann doch niemand ausgeführt haben).

Der Zirkelschluß ist offensichtlich. Die Urkunden sind also nach Kammeiers Meinung gelehrte Fälschungen, d.h. sie sind zum Zweck der Geschichtsfälschung oder -verfälschung erstellt worden, zum Teil in höchster Eile quasi "mechanisch", zum Teil wohl auch von weniger gut Ausgebildeten bzw. Eingeweihten, so daß sich von daher auch einige "Dummheiten" erklären lassen. Die Fälschungsaktion hat selber eine Geschichte, in der die Fälscher die zu konstruierende mittelalterliche Geschichte Schritt für Schritt zum Teil auch unter Abänderung des Konzeptes während der laufenden Aktion aufbauten. So erklären sich die Lücken in den Urkunden und auch die elastische Datierung und Namensgebung; diese ermöglichten, die konstruierte bzw. erdichtete Geschichte einer Wahrheitskontrolle zu entziehen und "elastisch" weiterzuspinnen. Die Lücken deuten vielleicht daraufhin, daß die Aktion zu keinem vorgeplanten Ende gekommen ist.

Da diese typischen Fälschungen bis in das 15. Jahrhundert (bis "zur Schwelle der Neuzeit") zu finden sind, behauptet Kammeier, daß alle Fälschungen von (gebildeten) Menschen des 15. Jahrhunderts erdacht und ausgeführt worden sein müssen und daß es nur eine einzige universale Geschichtsfälschungsaktion gegeben haben kann. Zu dieser Zeit schwillt auch "die große Flut der 'humanistischen' Geschichtsfälschungen" an, so daß der Humanismus (Renaissance) und diese Fälschungaktion sich gegenseitig bedingten. Daß humanistische Gelehrte "gelehrte" Fälschungen angefertigt hätten, sei so gut wie allen Historikern bekannt. Allerdings bezieht sich das nur auf historisch-literarische Werke, die sie zum Teil einfach erfunden haben, und nicht auf Probleme der Diplomatik.

Leider führt Kammeier diesen von ihm postulierten Zusammenhang zwischen "Kirche" und "Humanismus" nicht weiter aus.

3.7. Methodisches von Kammeier

3.7.1. Absolute und relative Methode

Kammeier schreibt viel über seine Methoden der Forschung. Er kritisiert die von den anderen Historikern auschließlich gebrauchte Relativmethode, die im Prinzip darin besteht, über kritische Vergleichung z.B. stilistischer Eigentümlichkeiten mittelalterlicher Urkunden auf ihre Echtheit oder Fälschung zu schließen (FG 9). Er selbst handhabe eine absolute Methode; diese erlaube durch die Sicht von außen, d.h. durch einen Maßstab von außen, die Gesamtheit des Urkundenbestandes und der anderen Quellen anzuzweifeln. Er verdeutlicht diese Methode an dem Beispiel von den hundert Perlen, die auf Echtheit geprüft werden sollen. Diese Perlen weisen Qualitätsunterschiede auf, sind aber alle falsch. Ein "Relativist" würde nun die besten Fälschungen für echt erklären, den Rest für falsch, nur ein "Absolutist" könnte erkennen, daß alle Perlen falsch sind (WW II 19f).

3.7.2. Psychologische Methode, gesunder Menschenverstand

Eng hängen die Methode des gesunden Menschenverstandes und die psychologische Methode zusammen. Der Einsatz des gesunden Menschenverstandes besagt im Grunde nur: Ich traue mich, über den engen Rahmen der Fachwissenschaft hinaus zu denken; so wird erkennbar, daβ praktische Fälschungen nicht so dumm wie gesehen angelegt sein können und daß über die praktische Fälschungsabsicht hinaus vielleicht andere Motive bestanden. Kammeier bringt eine Wagneranekdote, die die Gelehrtenborniertheit karikiert: "Als die Gesellschaft sich in den schattigen Alleen des Parks erging, machte der Meister seinen Begleiter, einen gelehrten Naturforscher, auf eine zu Häupten einer Säule befindliche Glaskugel aufmerksam, die sonderbarerweise oben kalt und unten warm anzufühlen war. Der Naturforscher hielt ihm einen erläuternden Vortrag über Strahlenbrechung. Als er zu Ende war, habe Wagner lachend gesagt: 'Fehlgeschossen, Herr Doktor! Ich habe einfach die Kugel umgedreht, so daß die von der Sonne erhitzte Seite nach unten kam!" (FG 170).

Die psychologische Methode hat mehr den Charakter eines Werkzeuges. Sie fragt: Was ist psychologisch möglich z.B. im Ablauf der Geschichte und was kann eigentlich nur Dichtung sein, erkennbar daran, daβ kein realer Mensch sich so verhalten könnte. Für den "Alltag" (die "kleine" Geschichte) zeigt er, daβ es unwahrscheinlich

sei, so viele gefälschte Urkunden heute noch finden zu können, wenn sie praktische Fälschungen gewesen wären (a). Für die "große" Geschichte zeigt Kammeier das u.a. (b) für den Gang nach Canossa (Verhalten Heinrich IV.) und (c) am päpstlichen Exil in Avignon (Verhalten der Christenheit gegenüber ihrem obersten Führer).

a) Funddichte gefälschter Urkunden:

Warum eine so große Menge an gefälschten Urkunden noch zu finden sind, ist kaum zu erklären. Denn entweder hatten sie eine einklagbare Funktion – dann hätten sie bei den Gerichtsverfahren als Fälschungen erkannt werden und vernichtet oder konfisziert werden müssen, oder man hätte mit diesen Urkunden nicht prozessieren können; dann stellt sich die Frage, wozu überhaupt die Urkunden gedient haben? Das sei ein "psychologisches" Rätsel, sagt Kammeier.

b) Canossa:

Die Geschichte des Ganges nach Canossa sei nur als prototypisches Märchen für die Auseinandersetzung zwischen Papst- und Königtum erfunden worden, behauptet Kammeier. Die zwei Hauptquellen, die über dieses Ereignis berichteten, seien dubios. Die erste Quelle, der Bericht des Mönches Lambert, sei auch nach dem Urteil unverdächtiger Historiker absolut unglaubwürdig. Dennoch halten diese Historiker an der Tatsache des "Ganges nach Canossa" fest.

Die zweite Quelle sind die päpstlichen Register. Kammeier hat gezeigt, daβ die mittelalterlichen Register der Päpste gefälscht sind «beispielhaft für die Zeit Johannes' VIII. (876-882) und Gregors VII. (1073-1085)». Diese Register gelten als Rückgrat und Achse der gesamten mittelalterlichen Überlieferung; man denkt unwillkürlich an die Rolle der ägyptischen Chronologie für die alte Geschichte. Gerade diese Register sind aber in einem schlimmen Zustand bezüglich all dessen, was weiter oben schon erwähnt wurde (elastische Datierung, Lücken für Daten und Namen, chronologischer Wirrwarr, Schwachsinnigkeit der Registerschreiber usw.).

Ein Register gibt ja die Kontrollmöglichkeit für die Echtheit von vorgelegten Urkunden. Diese Kontrollen sind nun niemals eindeutig möglich – wie die Forscher bedauernd feststellen müssen. Wenn nun die päpstlichen Register gefälscht sind, dann ist auch der Bericht über Canossa gefälscht – so argumentiert Kammeier. Damit sind für ihn die Quellen "erledigt". Die "psychologische" Struktur des Geschehens erscheint ihm unmöglich, so daβ er sagt: "Ein unglaubwürdigerer Roman als die Canossadichtung ist selten von einem Dichter zusammengeschustert worden" (FG 296).

c) Avignon:

Der Weggang des Papstes aus Rom nach Avignon und die Reaktion der Christenheit auf diese Geschehen paßten religionspsychologisch nicht zusammen. Warum schrie nicht die gesamte Christenheit auf? Die Quellen überliefern magersten Protest. Nur eine Frau - die Dominikanerin Katharina von Siena - und der Dichter Petrarca schrieben unermüdlich nach Avignon. Sonst war es aller Christenheit gleichgültig, wo der Papst residierte? Das ist nicht zu glauben - ein großes Rätsel. Kammeier vermutet, daß damals die Tradition von der göttlich eingesetzten Sedes Romana, von der Unlösbarkeit der Primatwürde und der Romresidenz, noch nicht bestand. "Ist die Tradition von der Union der Primatwürde mit der Sedes Romana etwa erst später, vielleicht zur Zeit der Fälschungsaktion entstanden?" (WW III 18). So wäre die "Psychologie" der Christenheit zu verstehen. Eng mit dieser Frage verbunden ist die Frage nach der Geschichte der Stadt Rom. Wenn die Papstgeschichte vor Avignon total erdichtet ist, dann ist auch die Geschichte Roms vor 1350 eine Fälschung.

4. Die Motivsuche, kurze Skizze der kammeierschen Lösung

Im VFG-Bulletin 1/1991 ist in dem Artikel "Fälschungen im Mittelalter" das von Kammeier vermutete Motiv schon dargestellt (siehe dagegen die Vermutung von H. Illig in 2-91 und hier in 3-91). Die in regionalen und nationalen Rahmen sich bildenden christlichen Kirchen bzw. deren Dogmen gerieten im Laufe der Zeit aneinander. Frankreich brachte als erste Nation einen Papst mit Absolutheitsanspruch hervor - er saß in Avignon. Die Konkurrenzkämpfe mit anderen Päpsten (Deutschland, Italien, Böhmen usw.) endeten in einem Kompromiß und einem römischen Papst bei deutlicher Abschwächung des direkten päpstlichen weltlichen Einflusses, denn die weltlichen Kräfte in den Nationen waren zu stark geworden. Aber der Papst und die Kurie erhielten eine verbesserte moralisch-dogmatische Stellung. Die Fälschungsaktion war nötig, um die Leerzeit von Christi-Auferstehung bis zum Entstehen des römischen Papsttums zu überbrücken und den seit diesen Zeiten bestehenden Anspruch und die "Realität" des Papsttums zu zeigen.

5. Kritik an Kammeiers Arbeiten

Vorbemerkung: Die Darstellung der kammeierschen Thesen und Vermutungen erfolgte nicht nur, um die Verwunderungen zu benennen, sondern auch, um dessen Thesen in ihrer historisch bedingten Ge-

samtheit und ihren Absichten und Verwirrungen z.B. bezüglich eines "Kulturraubes an den Germanen" darzustellen. Die Kritik enthält Argumente, die erst nach der Tagung von Mitte Mai, insbesondere zwischen Heribert Illig und mir, diskutiert worden sind.

5.1. Verwirrung des Volkes

Die einfachsten Geister kritisierten Kammeiers Thesen von ihren Wirkungen her: Er schieße über das Ziel jeder Historienschreibung hinaus, er verwirre das Volk, er handele unwissenschaftlich, wie seine Flucht in die Öffentlichkeit beweise. Dieser Punkt verdient wenig Beachtung.

5.2. Schrift- und Sprachentwicklung in den Urkunden

Kammeier erklärte zwar: "Kurz gesagt: die mittelalterliche Schrift ist ein Phantasieprodukt" (FG 166). Trotzdem bemängeln die Fachleute für Schrift und Sprache, daß die Schriftentwicklung unmöglich eine Neukonstruktion sein könne; das gleiche gelte für die Sprachentwicklung bis hin zu den Dialekten, die man in den Urkunden wiederfindet.

5.3. Widerspruch der Urkunden (Eine so große Fälschungsaktion ist unmöglich)

Die kritischen Historiker erkennen, daß demnach die Gesamtheit der abendländischen Geschichte falsch sein müßte. Ein Neubau der Chronologie in diesem Maßstab sei aber unmöglich, wenn alle Dokumente, auch die "kleinen", gefälscht sein müßten.

Sie fragen weiter: Warum findet man keine Spuren der echten Geschichte (z.B. bisher übersehene echte Urkunden oder andere echte alte Schriften) und Spuren der Fälschungsaktion selber? Eine so komplette Vernichtungsaktion störender echter Urkunden ist unmöglich! Diesen Einwand kann (rsp. konnte) Kammeier nicht entkräften, sondern nur "sagen": "Spuren" der Fälschungsaktion sind nicht zu finden, weil die Dokumente selber die Spuren sind. Allein die Tatsache, daß diese plumpen Fälschungen noch in so großer Zahl existierten, sei – wie weiter oben schon ausgeführt wurde – ein Beweis für diese gelehrte Fälschungsaktion. Aber der ebenso raffinierte wie unbeholfene kammeiersche Fälscher wirkt genauso unglaubwürdig wie der "orthodoxe" hochintelligente Kanzlei-Idiot.

5.4 Die Realität mittelalterlicher Artefakte

Kammeier sagt: "Gegeben ist Literatur und nichts als Literatur". Doch die Masse der Baudenkmäler und die Ergebnisse heutiger Archäologie – allerdings nur innerhalb bestimmter Perioden – widerlegen seine Meinung aufs gründlichste. Der unterstellte Kulturraub bzw. die Vernichtung der heidnisch-"germanischen" Geschichte hätte vor 1350 fast kein Bauwerk übriglassen dürfen, zumal es keine "übernationale" Kirche als Bauherren gegeben hätte. Wären dann auch sämtliche romanischen und frühgotischen Kirchen "gefälscht"? Das ist nicht vorstellbar.

Und wo wären die "wahren" Fundamente zerstörter "germanischer" Bauten, wo etwa lägen die Ruinen der großen "teutschen" Zentralresidenz (samt Zentralarchiv), die fälschenderweise durch kaiserliche Reiselust "ersetzt" und kaschiert worden wäre?

Kammeier verschließt sich diesem Problem vollständig.

5.5. Widerspruch zwischen dem Zweck und den Mitteln der Fälschungsaktion

Warum waren die Fälscher so dumm, massenweise verunglückte und gefälschte Urkunden in den Archiven zu lagern. Hätten sie nicht besser mit einem zentralen Geschichtsbuch und auf nur wenige Orte konzentrierte, weltliche Kanzleien arbeiten können, die das Papsttum in seiner Rolle bestätigen? Ist es nicht merkwürdig, daß gerade die Widersprüchlichkeit des Ergebnisses für die Intelligenz der Fälscher sprechen soll? Was sollten die Urkunden überhaupt für eine Rolle spielen, wenn einerseits – wie Kammeier sagt – die Fälscher nie erwartet hätten, daß ihr ganzes Material ausgebreitet worden wäre und andererseits sie die Widersprüche verschleiern wollten? Kammeier klärt hier nicht auf, sondern verdunkelt.

5.6. Widerspruch zwischen den Fälschern (den Humanisten) und dem Zweck der Fälschungsaktion

Ein Argument der Kritik wird in der mir bekannten Literatur zu Kammeier überhaupt nicht angeführt: Warum hatten die Fälscher einen jüdischen Gottessohn und die heiligen Stätten in Jerusalem und Umgebung nötig? Hätte sich da nicht etwas Näheres, Europäisches angeboten?

Und wenn die Fälscher die Humanisten des 15. Jahrhunderts waren, warum sollten sie - diese Neuplatoniker, Antike-Verherrlicher und Fast-Heiden – die katholische christliche Kirche mit ihrer Zuarbeit zu den Fälschungen stützen? Darauf gibt es keine schlüssige Antwort. Kammeier "antwortet" nur knapp, daβ die "moderne" Geschichtsschreibung und der Humanismus nicht zufällig gleichzeitig auftraten, und daβ viele Humanisten als Geschichtsfälscher bekannt sind und gern die Geschichte zum Ruhme ihrer Forschertätigkeit und ihrer päpstlichen und fürstlichen Mäzene "verlängerten".

Kammeier verknüpft in unzulässiger Weise von ihm selber unterschiedene Arten von Fälschung, nämlich literarisch-historische Fälschung und diplomatische, d.h. unmittelbare Urkundenfälschung. Löst man diese Verknüpfung, dann sind mindestens zwei Fälschungsaktionen denkbar. Und nur so würden sich, wenn man überhaupt beim Konzept der Fälschungsaktion(en) bleiben wollte, merkwürdige Widersprüche erklären lassen, die aus den Anpassungsproblemen zweier Aktionen herrühren müßten.

5.7. Synchronismen (Islam, Byzanz)

Allen Synchronismen mit türkischen, arabischen, byzantinischen und anderen Quellen setzte Kammeier eine einzige vatikanische Druckerei (noch dazu des 16. Jh.) entgegen, die arabisch drucken konnte (WW I,17). Er wollte damit andeuten, daß seine Fälschungsaktion auch noch für alle "einschlägigen" Urkunden und Artefakte jener Kulturkreise zuständig gewesen sei. Doch damit überspannt er nicht nur endgültig seinen Bogen, er muß sich auch die Kritik gefallen lassen, diesen ebenso naheliegenden wie gravierenden Einwand in 25 Jahren Forschungstätigkeit nicht entkräftet zu haben.

5.8. Fazit

Kammeiers universale Verschwörertheorie soll und kann nicht wiederbelebt werden. Gleichwohl dürfen seine scharfsinnigen Beobachtungen bei mittelalterlichen Urkunden der Diplomatik nicht vergessen werden. Heutige Erklärungsversuche wie etwa Fuhrmanns "antizipierende Fälschungen" (vgl. Niemitz VFG 1-91) sind von der Plausibilität her Kammeiers Thesen in keiner Weise überlegen.

Hans-Ulrich Niemitz, 1000 Berlin 21, Holsteiner Ufer 34

Urbilder der Seele?

Angelika Müller

Der folgende Text ist eine erweiterte Fassung des Vortrags, der in Berlin gehalten werden sollte, zu dem es aus Zeitgründen dann aber nicht kam.

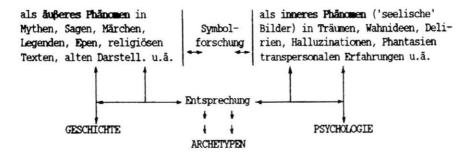
Um einem Mißverständnis gleich vorzubeugen, schicke ich voraus, daß ich durchaus erdbewegende kosmische Katastrophen in sogenannter historischer Zeit für erwiesen halte. Gleichwohl wissen wir über ihre Häufigkeit, ihr Ausmaß und ihre Auswirkungen bisher relativ wenig. Insbesondere die Auswirkungen auf das soziale und psychische Leben der Menschen unterliegen weitgehend der Spekulation.

"Ob der Archetypus ein Niederschlag ungezählter Erfahrungen, oder ob er überhaupt erst die vorgegebene Voraussetzung von menschlicher Erfahrung sei, das wissen wir nicht, das ist ja eben die Frage." (Portmann 1950, 431)

'Archetypen' (Anm. 1) tauchten bereits zweimal im Bulletin auf: in VFG 1-90 meint Horst Friedrich das Ur-Muster eines archetypischen Verhaltens gefunden zu haben, während Winni Marold mit der festen Überzeugung darüber, daß der "Ursprung der Mythen Ereignisse am Himmel sind", die Archetypen "auf die Seite räumen" möchte (VFG 2/3-90, 61). Beide sagen nicht, was sie unter 'Archetypen' verstehen, und Marold sagt nicht, in welches Verhältnis er Archetypen und Mythen setzt. Offensichtlich existieren sehr unterschiedliche und unklare Begriffsvorstellungen. Ich möchte nun aus meiner Sicht zeigen, wie sich die Problematik der sogenannten Archetypen im Lauf der Zeit entwickelt hat, und wie sich das Problem heute stellt. Denn ich stimme mit Marold zwar in der Sache – der Fragwürdigkeit des Begriffs – überein, nicht aber im bilderstürmerischen Gestus. Dieser Unterschied ist wesentlich.

Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist der Bereich der Bilder (s. Schema auf der Folgeseite). Es geht also um das weitgehend ungeklärte Verhältnis von Psychologie und Geschichte, genauer um die Frage: woher die Bilder auf den beiden Erscheinungsebenen stammen und was sie miteinander zu tun haben. Zugleich sind damit kritische Fragen an die Symbolforschung zu stellen, die eine deutende und bedeutungsgebende Vermittlerrolle zwischen beiden Bereichen einnimmt, allerdings – soweit ich das das sehe – eher in einseitiger Richtung.

BILDER = mythologische Motive und Gestalten, Märchenmotive u.ä.



Die Tatsache, daß die Bilder des 'inneren' (psychologischen) und des 'äußeren' (historischen) Bereichs sich in hohem Maße entsprechen, hat dazu geführt, daß C.G. Jung den Begriff der Archetypen in die Analytische Psychologie einführte, und zwar als Erklärungsprinzip für eben diese Entsprechung.

Einerseits versucht Jung naturwissenschaftlich zu argumentieren, andererseits das abendländische Kausalitätsdenken zu vermeiden, wodurch seine zahlreichen Begriffsbestimmungen zu einer Quelle von Miβverständnissen und Ärger werden, obwohl er unermüdlich betont, daß die "Archetypen nicht inhaltlich, sondern formal bestimmte leere Elemente <sind>, eine a priori gegebene Möglichkeit der Vorstellungsform" (Jaffé 410).

Bereits an dieser Feststellung sollte deutlich werden, daß das Problem nicht erfaßt ist, wenn die Inhalte nun nicht mehr als von vornherein gegeben, sondern als historisch geworden angesehen werden – was Jung so beides eben nie tat.

Dasselbe gilt - aber deutlicher werdend - für Erich Neumann, der, zeitgleich mit Velikovsky, sich für den historischen Hintergrund der Bilder interessiert, um eine Brücke zur Psychologie zu finden. Seine Hypothese: Die mythologischen Bilder spiegeln Stadien einer Bewußtseinsentwicklung der Menschheit, die ontogenetisch (hier: beim Klienten und in der Entwicklung des kindlichen Weltbildes) ebenfalls festgestellt werden kann.

Die mythologischen Stadien der Bewußtseinsentwicklung heißen bei ihm auch archetypische, "d.h. kollektiv unbewußt determinierende Stadien" (Neumann 1984, 11) und enthalten sämtliche Archetypen. Neumann formuliert sein damit entstandenes Dilemma prägnanter als

Jung: "Die Prägung durch das Kollektiv ist aber nicht in der Weise zu verstehen, daß historische Fakten vererbt würden <...> Deswegen sieht die Analytische Psychologie die seelische Struktur bestimmt durch apriorische transpersonale Dominanten, die Archetypen, die als wesentliche Elemente und Organe der Psyche von Anfang die menschliche Geschichte formen" (ebd; Hervorheb. A.M.).

Zum Verhältnis von Archetyp und Bild äußert Neumann sich ganz klar: Erst dem Ich-Bewußtsein manifestieren sich die Archetypen als Bilder, "sei es, daß ihm das sich Offenbarende 'erscheint', sei es, daß er es als Stimme 'hört'. Bild- und Sprachsymbol sind also Phänomene, welche bereits ein sehendes und hörendes Bewußtsein voraussetzen" (Neumann 1986, 214). Wieso dies so ist, wie es geschieht, und vor allem, wann dies 'Ich-Bewußtsein' entsteht, ist hier die spannende Frage.

Eine Variante der von Portmann im Eingangszitat genannten Möglichkeit, Archetypen könnten Niederschlag vieler Erfahrungen sein, ist die Annahme, Archetypen seien die Folge eines bestimmten historischen Ereignisses, also die Wirkung einer Ursache. Diese Möglichkeit wird von Immanuel Velikovsky gewählt. (Die Kenntnis seines Buches Das kollektive Vergessen, 1985, setze ich hier voraus, ebenso seine unbezweifelbaren Verdienste um historische Aufklärung.)

Die von ihm formulierte "wirklich bewegende Frage, wie gewisse wirkliche <!; A.M.> Archetypen in den Menschengeist eindrangen und sich dort festsetzten" (ebd., 28), berührt das obengenannte Problem der "Entsprechung". (Zur Ein- und Erstmaligkeit der "historischen" Frage vgl. Anhang.)

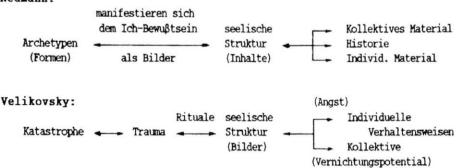
Seine Sprache gibt sich sachlicher, aber seine Begriffsbestimmungen sind keineswegs klarer als die von Jung. Die Existenz eines Kollektivgedächtnisses, und zwar als "ererbtes, unbewußtes" (ebd., 34), stand für ihn fest, und in sorgloser Weise vermischt er es mit dem Instinktbegriff (Anm. 2).

Das Kollektivgedächtnis enthält nach seiner Auffassung die Archetypen. Diese nennt er "Charaktere, die innerhalb der gesamten Menschheit identisch sind, im Kollektiv-Gedächtnis vererbt werden" (ebd., 158) und von ihm auf die kosmisch-katastrophischen Ereignisse der Vergangenheit zurückgeführt werden. Die wiederum sind zentraler Verursacher psychischer Manifestationen und werden zirkelschlußartig abgeleitet aus kollektiver und individueller Symptomatik, besonders aus Angstquantitäten und Vernichtungspotentialen (s. Schema Folgeseite). Velikovsky nennt entgegen seiner sonstigen Gepflogenheiten in diesem Bereich keine Kriterien zur Überprüfung seiner Hypothesen und läßt offen, wie in der psychoanalytischen Praxis mit seiner Theorie

gearbeitet werden könnte (s. Anhang). Begründet wird seine Argumentation mit der Trauma-Theorie, worin sich seine Antwort auf die "bewegende Frage" erschöpft.

Struktur der Zirkelschluß-Argumentation bei Neumann und Velikovsky

Neumann:



ARCHETYPEN _

So hat sich bei einigen Leuten im Gefolge Velikovskys die Idee festgesetzt, mit den Archetypen sei 'es aus', da man in den Katastrophen nun einen historischen Anfang gefunden habe. Die Frage, wie 'Kosmisches' denn zu 'Psychischem' geworden sein könnte, bleibt unbeantwortet, das mit der 'Entsprechung' manifestierte Problem ist durch eine 'Ursache' hinwegerklärt worden.

Nur durch das weitgehende Ignorieren dieser Problematik kann es m. E. zur Idee der von mir so benannten Planetenidentifikation kommen: Die Mythen erlauben – richtig übersetzt – die Identifizie-rung von Planeten und historischen Ereignissen. Es ist der Versuch, in den Bildern des 'äußeren' Bereichs (s.o.) die 'eigentlich und wirk-lich' gemeinten Planeten/Himmelskörper mittels Ähnlichkeiten und Vergleichen zu identifizieren und in der mitgelieferten Ereignis- bzw. Familiengeschichte die kosmischen Vorgänge beschrieben zu sehen. Auf die so ermittelten Ereignisse müssen dann zwangsläufig die zugehörigen Bilder zurückführbar sein, und die Symbole werden in diesem Zirkelschlußverfahren gedeutet. (Beispiel: Alles Sichelförmige kann nur Planetensymbol sein, selbst Pfeil und Bogen; alle Kuh- und Stierhörner sind Venussymbol; das Bild der Kraft in den Haaren bei

Samson kann nur vom Kometen=Haarstern stammen. Ob Venus oder Merkur ist unklar, aber seitdem verschärft nach Merkur in den Sagen und Mythen gesucht wird, wird er auch überall entdeckt, denn vieles hat Ahnlichkeit mit Hermes und Thot, deren Identität mit Merkur nicht angezweifelt wird usw. Was hier im Bulletin mit Merkur anläuft, machen die Amerikaner in Kronos seit Jahren mit Saturn.)

Ich nenne das ein 'Schneewittchenproblem': Ist Schneewittchen = Venus, weil wir in seinem Märchen Reste eines alten Aphrodite-Mythos entdecken? Sie werden hoffentlich verneinen. Wenn ich aber frage, ob Hermes, David, Achilles, Samson in diesem Sinne auch schon ein 'Schneewittchen' sein könnten, was sagen Sie dann?

Diese Denkrichtung ist von Velikovsky entscheidend mitgeprägt worden, und ich möchte zur Diskussion stellen, ob sie beibehalten und ausgeweitet oder eingeschränkt werden sollte. Inwiefern hat sie sich als nützlich, inwiefern als Scheuklappe erwiesen? Ich sehe in diesen Identifikationsbemühungen bzgl. der Bilder einen Versuch, ihnen eine Eindeutigkeit der Aussage aufzuzwingen, die sie m.E. nicht haben. Können wir uns also den Verzicht auf eindeutige Lösungen, auf dingfest gemachte Ursachen zutrauen und erlauben?

Ich behaupte, daβ es in diesem Bereich keine Kausalitäten auszumachen gibt, sondern immer Zusammenhänge auf der Basis von Ähnlichkeiten, die zu einem Bedeutungsmuster akkumuliert sind. Bilder sind also multifaktorielle Erscheinungen, und es ist wenig gewonnen, einen Faktor daraus zum alleinigen zu erklären.

Gehen wir zurück zur Frage der Vermittlung zwischen beiden Bereichen, so könnte es sich auch dabei um einen komplexeren Vorgang handeln, als bisher angenommen; die Suche nach genetischen Fixierungen dürfte wenig aufklärend sein.

Eine entscheidende Unterstützung für diese Annahme sehe ich in den Ergebnissen der Holotropen Therapie, wie sie vom Psychoanalytiker Stanislav Grof und der Yogalehrerin Christina Grof entwickelt worden ist: Ein Verfahren, in dem Atemtechnik, evokative Musik und gezielte Körperarbeit eingesetzt werden, um biographische, perinatale und transpersonale Erfahrungen zu machen.

Besondere Bedeutung erhalten die perinatalen Erfahrungen als Prägungen der Psyche. Sie tauchen in typischen Konstellationen auf und zeigen eine tiefe Verbindung zur biologischen Geburt. Dies ermöglichte Grof die Konstruktion eines theoretischen Modells: "Für die Theorie und Praxis hat es sich als nützlich erwiesen, die Existenz von vier hypothetischen dynamischen Matrizen zu postulieren, die die

Prozesse auf der perinatalen Ebene des Unbewußten steuern <...>
Diese Anlehnung an den Geburtsvorgang ist hilfreich, solange man sich auf die Phänomene einer bestimmten Ebene des Unbewußten beschränkt. Dringt der Selbsterforschungsprozeß in transpersonale Bereiche ein, muß man ein anderes Denkmodell heranziehen. <...> Das Bindeglied zwischen den transpersonalen Phänomenen und den perinatalen Grundmatrizen (ist) die Ähnlichkeit der beteiligten Emotionen und Körperempfindungen" (Grof 1987, 29).

Topographie der transpersonalen Erfahrungen

Chronolog. Zeitachse	Postnatale Zeit ? Tod Biographie	Biolog. Geburt	Pränatale Zeit Leben im Uterus ? (Transzendenz)
Erfahrungs- achse	Postnatale Erfahr.	4 3 2 1 inat. Matr	Pränatale Erfahrungen (Spirit. Erfahr.) izen
	Sensorische Wahrnehmungen · Mythologische Bilder · Historische Situationen · Tierische und pflanzliche Zustände · Schamanistische Zustände, Kundalini u.ä. · Überschreiten der räumlichen Grenzen · Überschreiten der Grenzen · Überschreiten der Grenzen · Überschreiten der Physische Introversion · Verengung des Bewußtseins auf Organ-, Gewebe- und Zellbewußtsein · Phänomene 'nichtobjektiver' Realität (Begegnung mit Geistern, Gottheiten, Archetypen; Erfahrungen kosmischer Einheit und Leere usw.)		

Wir haben hier also eine Theorie und eine Praxis, die sich zwar ganz im Bereich der 'inneren' Phänomene abspielt, aber mehr als irgendetwas anderes das Problem der Entsprechung dokumentiert. Angesichts der Materialfülle hat Grof sich bisher an das begriffliche Instrumentarium der Analytischen Psychologie gehalten, eine genauere Klassifikation z.B. der Archetypen vorgenommen und dem Reiz, darüber hinausgehende Erklärungsversuche anzubieten, widerstanden.

Betrachtet man Velikovskys Annahme, bestimmte Angstphänomene oder zwangsneurotische Erscheinungen seien 'archetyptisch' auf kosmisch-katastrophische Ursachen zurückzuführen, so zeigt die Holotrope Therapie, daß solche Zustände wiedererlebt werden können entweder in transpersonalen Erfahrungen oder als Begleiterscheinung bestimmter Geburtsstadien (z.B. Agora-Phobie als Furcht vor zuviel Öffnung nach großem Druck ist fixiert auf den Übergang von der 3.

zur 4. Matrix). Das Erleben entsprechender Situation(en) bzw. Empfindung(en) hat trauma-auflösende bzw. symptom-heilende Wirkung.

Aber Katastrophen im Sinne Velikovskys tauchen so gut wie nie auf (Anm. 3). Deshalb halte ich Velikovskys Hypothese über bis heute wirksame, individuell-symptomatische Auswirkungen der Katastrophen für völlig überflüssig. Denn entscheidend ist nicht die Frage, ob er Recht und Unrecht hat – das wird kaum feststellbar sein – sondern ob seine Aussagen Bedeutung haben.

Auch für den Bereich der 'seelischen Bilder' sind durch die Ergebnisse der Holotropen Therapie in bezug auf Velikovskys Thesen immerhin Fragen und Verwunderungen angebracht; dazu zwei Beispiele:

Die meisten Gottheiten, die in Velikovskys Szenarien der Katastrophen und in den entsprechend von ihm herangezogenen Mythen vorkommen, tauchen auch in transpersonalen Erfahrungen auf, und zwar keineswegs beliebig:

- Matrix (Ich-Tod-Erfahrung): Die "schrecklichen Gottheiten" Hades, Satan, Luzifer, Ahriman, Huitlipochtli, Kali, Moloch, Lilith, Rangda, Coatlicue...
- 3. Matrix und Übergang zur 4. (Tod- und Wiedergeburtserfahrungen): Osiris, Attis, Adonis, Pluto, Persephone, Dionysos, Quetzalcoatl...
- und 1. Matrix (in ekstatischen Episoden): Maria, Isis, Aphrodite, Apollo, Ahura Mazda, Lakshmi...

Wenn man unbedingt will, kann man daraus sogar eine Bestätigung Velikovskys lesen; aber interessanter scheint mir die Frage, was die Erfahrungen, bei denen diese Götterbilder autauchen, mit dem zu tun haben, was Velikovsky in ihnen sieht (denn hier werden m.E. die Eindeutigkeiten von Identifikationen sehr fraglich).

Das andere Beispiel gilt den Reisen solcher Helden wie Herakles, Jason, Theseus, die sich über weite Strecken wie Reisen durch die perinatalen Matrizen lesen, bis hin zur Vernichtung des Helden durch Feuer, eine für den Übergang von der 3. zur 4. Matrix typische Erscheinung. (Grof 1990). Woran liegt das?

Die naheliegendste Annahme wäre: Der Mythos schildert uns perinatale Erfahrungen. Denn Geburt und unverarbeitete traumatische Geburtserfahrung sind die Urerfahrung der Menschheit, möglicherweise die 'Ur-Katastrophe' (Anm. 3). Schon Neumann konzedierte, daß die Urerfahrung der Menschheit ist, "daß jedes Neugeborene einem Schoß entstammt", meinte aber, dieser Ursprungsort dürfe nicht konkret genommen werden (da er nur die 'metaphorische' Mythologie betrachtet; vgl. Neumann 1984, 24).

Selbst wenn wir den Mythos primär kosmisch im Sinne von Velikovsky lesen, läßt sich immer noch annehmen, daß die perinatalen Erfahrungen prototypisch für die Beseelung der himmlischen Vorgänge waren. Wir hätten dann aber noch nicht die Herkunft der Bilder geklärt, in denen diese Erfahrungen erlebt werden.

Also ließe sich spekulieren, daß die Erregungsmuster des Neugeborenen in irgendeiner Weise gebildet werden durch die emotionalen und körperlichen Begleiterscheinungen des Geburtsvorgangs, und daß diese denen der einst von der Menschheit erlebten kosmischen Katastrophen in hohem Maße entsprechen, so daß sie für die perinatalen Matrizen die Bilder abgeben. Das würde bedeuten, daß für unmittelbare 'bloße' Körpererfahrung gar keine Bilder existieren, sondern sich erst mit dem 'Außeren' in unbekannter Weise verbinden muß, um dem Bewußtsein als Erfahrung zugänglich zu werden (vgl. Neumann).

In solcher Argumentation völlig unberücksichtigt bleibt aber die Fülle der transpersonalen Erfahrungen; sie verführen zu der Annahme, dem durch die Geburt 'erzeugten' Erregungsmuster gingen bereits andere Muster voraus, die sich immer wechselweise beeinflussen und akkumulieren. Selbst wenn dies so sein sollte, ist damit jede formulierbare Argumentation aus den Angeln gehoben und die Problematik in den Bereich der Transzendenz verwiesen.

Die Selbstkritik an dieser Argumentation muß also 'weiter unten' ansetzen, und zwar bei dem Hinweis, daß nun wenigstens die Katastrophen als Bilder auftauchen müßten. Dies tun sie aber nicht. (Nun ließe sich dagegen einwenden, wenn sie schon nicht in transpersonalen Erfahrungen erscheinen, so tun sie es doch in Träumen, Dichtung, Malerei... das zeigt Unterschiede innerhalb der 'seelischen Bilder', über die auch nicht viel bekannt ist.)

Immer noch auf der Suche nach einer Herkunft der Bilder, bieten sich als nächstes die Rituale an, die laut Velikovsky eine Folge der Katastrophe sind, laut Gunnar Heinsohn als Trauma-heilendes Nachspielen der Katastrophen erfunden wurden. Dann ließen sich tatsächlich Heinsohn und Grof in Einklang bringen, und es ließe sich verschärft und im doppelten Sinne sagen, daß die Selbstheilung der Psyche im erfahrungsmäßigen 'Nachspielen' erlebter Katastrophen (verschiedenster Art) stattfindet. Dabei verbanden sich katastrophische Erfahrungen, die menschheitsgeschichtlich gemacht wurden, mit den individuellen der Geburt und Biographie, im Sinne Grofs, wonach sich Situationen quer durch Raum und Zeit verbinden, sofern sie dieselbe Emotion und körperliche Empfindung hervorrufen (Grof 1989, 84).

Doch auch so bleibt vieles unklar: Wieso sollten die Rituale gerade solche Bilder hergeben, wie bspw. im Herakles-Mythos beschrieben, und wieso sollten die kosmischen Ereignisse zu Ritualen mit gerade solchen Bildern geführt haben? Hier schlieβt sich der Argumentationskreis.

Ich hoffe damit ein wenig deutlich gemacht zu haben, wie sehr in diesem Bereich kausale Gedankengänge ins Abseits und ins Absurde führen und keine einzige Problematik damit zufriedenstellend gelöst wird. Die These vom heilenden Nachspielen traumatischer Situationen erlaubt die Vermutung, es könne der Menschheit inzwischen längst gelungen sein, sich von den Katastrophen-Traumata durch Einsatz entsprechender Rituale selbst zu befreien. Sie könnten ihre Funktion erfüllt haben, die nicht nur in ausreichender Erregungsabfuhr besteht, sondern m.E. vor allem darin, eine Orientierung zu bieten, ob etwas innere oder äußere Realität ist.

Hier wird wieder einmal die These von Julien Jaynes interessant: Denn gerade für die "bikamerale Psyche" könnte diese Funktion der Rituale besonders wichtig gewesen sein. Damit ließe sich auch erklären, wieso nach den Katastrophen die Rituale offenbar so eine große Bedeutung erlangen: Vom Himmel kommende Ereignisse, die nur mit irdischen Erfahrungen 'begriffen' werden konnten, mögen dazu gezwungen haben, Mittel und Wege zu intensivieren, die ermöglichten, den Erfahrungen in der Wahrnehmungs-Topographie den richtigen Platz zuzuweisen.

Dann könnte das allmähliche Verschwinden von Ritualen bzw. ihr Verbannen in bestimmte gesellschaftliche Bereiche (vgl. Müller 1990) mit dem allmählichen Wandel des bikameralen Bewuβtseins synchron gehen.

Vielleicht ist das entscheidende 'Symptom', das wir durch die Katastrophen heute vor uns haben, unser eigener heutiger Bewußtseinszustand; vielleicht gab es – entweder direkt durch Katastrophen ausgelöst oder als Reaktion in der Folgezeit – Veränderungen in der Gehirnstruktur und in der Funktionsweise unseres Gehirns (Anm. 5).

Rupert Sheldrake glaubt, daß unser heutiges Gehirn uns vor zuviel kosmischer Erfahrung schützt (Anm. 6) und seine Theorie des morphogenetischen Feldes ist eine Theorie über ein Gedächtnis ohne Substrat, das auf der Basis von Ähnlichkeiten funktioniert.

Die Bilder scheinen jedenfalls die einzige 'Öffnung' zu vor uns liegenden Erfahrungen zu sein, und ihnen zu begegnen, erfordert auch heute noch einen rituellen Rahmen für die psychische Orientierung. Ich glaube, wir sollten nicht nur eine, sondern alle auftretenden Möglichkeiten des Verständnisses heranziehen. Diese müssen sich keineswegs unterinader ausschließen.

Fazit bleibt: Ungeklärt ist bisher die Herkunft der Bilder, ihr Entstehen, der 'Ort', aus dem sie empfangen werden und die Art und Weise, wie das geschieht.

Sollte der Begriff der Archetypen beibehalten werden? Archetypen sind ein Erklärungsprinzip, d.h. es existiert etwas, für das es bisher keine Erklärung gibt, was in seiner Funktionsweise nicht verstanden wird, was aber durch das Prinzip erklärt werden soll. In Gregory Bateson's Okologie des Geistes gibt es einen schönen 'Metalog': "Papa, was ist ein Instinkt?". Die dort gegebenen Antworten lassen sich großenteils auch auf den Begriff der Archetypen anwenden. Der Vorteil der weiteren Verwendung ist, daß dadurch das Phänomen selbst in Erinnerung bleibt. Ich würde sagen, Erklärungsprinzipien sind Erfindungen, die eine Ahnung von einem Problem geben.

Anmerkungen:

- Über den Terminus, die Quelle des Konzepts und die Idee eines 'Artgedächtnisses' vgl. die ausführlichen Angaben bei Eisler 1952, 103f.
- 2) Als Jung den Archetypenbegriff mit dem der Instinkte verglich, wandte Portmann ein, der Instinktbegriff sei so vage, daß Kenner vorgeschlagen hätten, dieses Wort überhaupt fallen zu lassen (Balmer 68).
- 3) Eine einzige Erfahrung im Buch enthält Bilder zum "Archetyp der Apokalypse" die dem Velikovskyschen Katastrophenszenario sehr nahe kommen. Verbunden war diese Erfahrung mit spirituellen Einsichten und der Erkenntnis, daß die materielle Welt nur Illusion ist (Grof 1987, 166).
- 4) Diese These erhält unerwartet Fundierung durch Heinsohns am 11.5.91 erstmals vorgelegte Thesen zur Frage "Wie alt ist das Menschengeschlecht?" (20-22). Wenn das Erbgut der Neanderthalerfrauen durch katastrophische Umkehrung des Erdmagnetfeldes sich in einer Weise veränderte, daß dies innerhalb einer Generation zur Geburt von "Jetztmenschen"-Säuglingen führte, so war dies sehr wahrscheinlich in der Erfahrung der Eltern wie der heranwachsenden Kinder eine Katastrophe. Es besteht dann in der Erfahrung der Menschheit das affektive (ursprünglich nicht begriffsmäßige!) Muster einer engen Verzahnung von 'Geburt durch Katastrophe', 'Geburt als Katastrophe' und umgekehrt. Hinzu kommen Skelettveränderungen, die das Gebären insgesamt erschwert haben mögen und es für Mutter und Kind zu einer 'Sache auf Leben und Tod', also zu einer 'Katastrophe' in Bezug auf Emotionen und körperliche Empfindungen - haben werden lassen. Wichtig dabei scheint mir der vor allem von Neumann und Grof betonte ambivalente Aspekt aller 'archetypischen' Erfahrungen: Auch dem 'katastrophischen Muster' ist der 'gute' und der 'furchtbare' Aspekt gleichermaßen immanent. All dies sagt nichts darüber aus, wie die faktischen kosmischen Ereignisse erlebt wurden.

- 5) Damit meine ich nicht die Verringerung des Gehirnvolumens beim Jetztmenschen gegenüber dem Neanderthaler (soweit die geringe Knochenfundzahl diesen Schluß überhaupt rechtfertigt). Diese liegen auch, trotz aller Zeitverkürzung, zu weit zurück. Vielmehr muß nach meiner bisherigen Auffassung diese Veränderung zwischen ca. -800 und -400 vor sich gegangen sein.
- 6) Die physiologischen Prozesse beim Holotropen Atmen die ja für 'kosmische Erfahrung' öffnen ähneln paradoxerweise denen von Menschen, die sich in großen Höhen aufhalten: weniger Sauerstoff und weniger CO₂ im Blut (Grof 1990).

An der Washington Medical School in Seattle, USA, stellte eine Studie Beeinträchtigungen der Lern- und Merkfähigkeit durch Sauerstoffmangel in großen Höhen fest. Ob die Probanden mit Abnahme ihrer wissenschaftlich interessierenden Gehirnlei-

stungen eventuell andere wertvolle Fähigkeiten und Erfahrungen aufwiesen, wurde nicht untersucht. Jedenfalls leben in "großen Höhen" (Anden, Himalaya) genügend Völker, deren soziales und geistiges Leben unter diesem Gesichtspunkt neu be-

trachtet werden könnte.

Literatur:

Balmer, Heinrich H. (1972): Die Archetypenlehre C.G. Jungs; Berlin

Eisler, Robert (1952): Man into Wolf; New York

Fröbe-Kapteyn, Olga (Hrsg., 1950): Aus der Welt der Urbilder; in: Festschrift für C.G. Jung, Eranos Jahrbuch 19; Zürich

Grof, Stanislav (1987): Das Abenteuer der Selbstentdeckung; München

Grof, Stanislav (1989): Auf der Schwelle zum Leben; München

Grof, Stanislav (1990): Mündliche Mitteilungen auf einem Workshop am 21./22. Mai

1990 in Berlin Heinsohn, Gunnar (1988): Was ist Antisemitismus? Der Ursprung von Monotheismus und

Judenhaβ; Frankfurt/M.
Heinsohn, Gunnar (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Chro-

nologie von der Steinzeit zur Eisenzeit. Unkorrigiertes Tagungsexemplar für den 11.5.1991 Berlin

Jaffé, Aniela (Hrsg., 1990): C.G. Jung, Erinnerungen, Träume, Gedanken; Freiburg Jaynes, Julien (1988): Der Ursprung des Bewußtseins durch den Zusammenbruch der bikameralen Psyche; Hamburg (engl. 1976)

Jung, C.G. (1954): Von den Wurzeln des Bewußtseins; Zürich

Müller, Angelika (1990): Unvorsichtige Behauptungen über Plato und Bewußtsein; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart II (1) 43

Neumann, Erich (1984): Ursprungsgeschichte des Bewußtseins; Frankfurt/M.

Neumann, Erich (1986): Das Kind; Tellbach

Portmann, Adolf (1950): Die Urbilder in biologischer Sicht; in Eranos Sonderband XVIII; Zürich

Sheldrake, Rupert (1983): Das schöpferische Universum. Die Theorie des morphogenetischen Feldes; München

Velikovsky, Immanuel (1985): Das kollektive Vergessen; Frankfurt/M.

Angelika Müller, 1000 Berlin 44, Elsenstr. 43

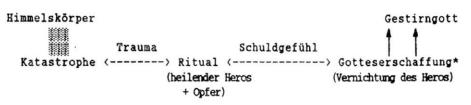
Urbilder der Seele?: Anhang 1: Hellung des Kollektivs?

Velikovskys Arbeit über kosmische Katastrophen in historischer Zeit ist durchzogen von einer drängenden Forderung nach Heilung des Kollektivs. Angesichts des weltweiten atomaren Vernichtungspotentials schien ihm, die Wiederholung des verdrängten Schreckens könnte nun menschenmachbar geworden sein. Leider sagt er wenig über die Problematik 'kollektiver Heilung'; konkret fällt ihm nur die sicher wünschenswerte Veränderung des schulischen Lehrplans ein. Er setzt also auf Wissensvermittlung. (Das 'morphogenetische Feld' kannte er noch nicht.)

Nach der Trauma-Theorie kann Heilung jedoch nur durch Bewußtmachung und Wiedererinnerung des Verdrängten erfolgen, wobei affektloses Erinnern völlig wirkungslos ist. Wie könnte also kollektives
Erinnern ausgelöst werden, wie sich abspielen, und wäre es nicht zu
riskant? Oder ist auch kollektive Heilung nur über die Arbeit des
Individuums an sich selbst zu erhalten, im engeren Sinn also über die
therapeutische Praxis?

Der einzige Versuch, den ich kenne, über Velikovskys Thesen hinausgehend seinen Ansatz kollektiv-psychologisch fruchtbar zu machen, ist das Antisemitismus-Buch von Heinsohn. Dort klingt zum Schluβ an, daβ die entscheidende Arbeit am Wiederholungszwang von Verstand und Ethik des Einzelnen zu leisten ist in Auseinandersetzung mit dem von Heinsohn entworfenen Menschenopfer-Szenario und dessen Abschaffung.

Doch so beeindruckend die Ableitung heutigen politischen Verhaltens aus den erregungsträchtigen Ereignissen der Bronzezeit ist, bezweifle ich doch, daß die vorgeschlagene Auseinandersetzung zur Veränderung bestehender Affektmuster führt, zumal gar nicht erwiesen ist, daß sie den von Heinsohn vorgestellten Hintergrund haben. Heinsohn geht hier noch denselben Argumentationsweg wie Velikovsky, wenn auch mit entscheidenden Variationen (z.B. bzgl. Planetenidentifikation):



(* danach weiter wie bei Velikovsky)

Anhang 2: Der Symbolforscher Julius Schwabe

Velikovsky war nicht der Erste und nicht der Einzige, der die "bewegende" historische Frage an die Archetypen stellte. Er hatte einen Zeitgenossen, der bedauerlicherweise den Anhängern neuerer Forschungstheorien fast unbekannt ist. Da die Symbolforschung bisher an diese Theorien nicht anzuknüpfen versucht, hat sie sich selbst ins Abseits, ihre Vertreter in ein Schattendasein manövriert.

In seinem 1951 erschienenen, ca. 600 Seiten starken Buch Archetyp und Tierkreis formulierte Schwabe als "Kernproblem, das sich dem Seelenforscher in dieser Sache stellt": "Wie sind die ehedem bewußten Urbilder in das kollektive Unbewußte gesunken, so daß sie heute noch in Träumen, Halluzinationen usw. spontan wieder auftauchen können?" (S. XXII). Da Schwabe sich nicht als Seelen-, sondern als Symbolforscher verstand, kann es ihm nachgesehen werden, daß er - wie Velikovsky auch - diese Frage unbeantwortet ließ. Vielmehr sah er als "Hauptaufgabe <...>, den Zusammenhang bzw. die Identität der seelischen Urbilder mit bestimmten Aspekten der Außenwelt oder daraus abgeleiteten Diagrammen zu erkennen und glaubhaft darzutun."

Seine Methoden sind die harmonikale Betrachtungsweise, wie sie von Hans Kayser neugestaltet wurde, und die kosmisch-irdische Entsprechungslehre.

Die Archetypen als kosmische Symbolik klassifiziert er wie folgt:

- Die leuchtenden Himmelskörper als die sichtbaren Götter, incl. die fünf Planeten.
- 2. Ideelle Figuren, Diagramme, abstrakt-geometrische Bilder, die aus der Sonnenbahn durch verschiedene Arten der Kreisteilung und durch bestimmte Verbindungen der Teilpunkte gewonnen werden. (Nur für diese Gruppe räumt er "die Möglichkeit der Zurückführung auf seelische und zugleich in der Natur verankerte Prototypen ein", z.B. Weltbaum, Himmelsleiter).
- 3. Die zwölf Tierkreisbilder (die nicht primär auf Sterngruppierungen, sondern auf ihrer jeweiligen Lage im zodiakalen Radkreuz beruhen). Fundierter und ungleich ergiebiger als Velikovsky stellt er seine Kritik an Jung und seinen eigenen historischen Ansatz dar. Dabei scheint es zunächst, als müßten sich Symbolforschung und Katastrophentheorie in diesem Fall unversöhnlich gegenüberstehen. Doch könnte Schwabes interessante Arbeit wieder für heutiges Verständnis fruchtbar werden, wenn sie massive chronologische Korrekturen erfährt und die Präzession die auch hier wieder enorm lange Zeiträume erzwingt (Tierkreis) als vorerst ungelöste Problematik beiseite gelassen wird (vgl. dazu Illig über Papke, VFG 2/3-90).

Vom Glauben der Nationalökonomie, daß sie Theorie treibe.

Eine metatheoretische Polemik von Gunnar Heinsohn

I.

Bisher gab es keine ökonomische Theorie die diesen Namen verdient, die also Zins, Geld, Preis, Ware, Markt und Profit erklären kann, weil die Ökonomen nicht - wie sie selber glaubten - theoretisch, sondern nur historisch argumentierten. In dieser historischen Argumentation hat sie überdies nicht etwa auf die wirkliche Vergangenheit geschaut, sondern sich gläubig, wenn nicht gar begierig das evolutionistische Zerrbild von Geschichte angeeignet. Es geht hier um die Sicht eines von Beginn an mit Tausch befaßten ökonomischen Subjekts, das im Laufe der letzten 30,000 Jahre diese Transaktion zwar immer feiner ausdifferenziert, ihr aber niemals Wesentliches hinzugefügt habe. Dem Vorhalt, bloß schlechte Geschichtsschreibung zu treiben, entkommen selbstredend auch iene Nationalökonomen nicht, denen der Tausch in der Vergangenheit schlicht gleichgültig ist und die nur auf den Tausch hier und heute schauen. Das es diesen als ökonomische Aktivität jedoch nicht gibt, sind sie eben schlechte Zeitgeschichtsschreiber.

Den am wissenschaftlichen Denken Beteiligten ist meist nicht einmal klar, ob nun die Ökonomen diese Tauschgeschichte von den Historikern oder die Historiker sie von den Ökonomen haben. Sie zitieren sich gerne wechselseitig. Sicher ist jedoch, daß beide Seiten einer haltlosen Geschichtsschreibung verfallen sind, die immer noch von etlichen Historikern sehr erfolgreich als historische Wissenschaft und von den meisten Ökonomen nicht minder massenwirksam als Theorie der Wirtschaft ausgegeben wird.

Die Ökonomie kann mit der eigentlichen Denkarbeit erst beginnen, wenn sie sich eine historisch zureichende Sicht der Entwicklung der jeweils nach Theoriebildung verlangenden Strukturen angeeignet hat. Können die Historiker eine solche Arbeit nicht liefern, muß der Ökonom sich eben höchstpersönlich auf diesem Gebiet tummeln. Die Empirie muß stimmen, damit die Rätsel richtig beschreibbar werden, als deren Lösung die Theorie dann vor uns steht. Wer sich am Feststellungsverfahren der richtigen Empirie nicht beteiligt, enthält sich mithin nicht nur – und das häufig auch noch mit Stolz – der Historiographie, sondern der Theoriearbeit selbst.

II. (Alle Herworhebungen in den Zitaten von Autor)

Bei Ausnahme-Historikern findet man immerhin hier und da einen Mosaikstein zur Fertigstellung der ökonomischen Rätselfrage. So räumt einer ein: "Die Umstände, unter denen (in der Polis) Kredite eine so mächtige Triebkraft wurden, sind mysteriös geblieben" (C.G. Starr, Economic and Social Growth of Early Greece 800-500 B.C., New York 1977, 183). Ein anderer verwundert sich über einen kaum weniger interessanten Sachverhalt: "Zins kommt bei von Hochkulturen unbeeinflußten Naturvölkern auch heute nur als Ausnahmeentwicklung (Angelhaken)" vor (F.M. Heichelheim. Wirtschaftsgeschichte des Altertums, Bd. I. Leiden 1969, 62). Einem dritten Autor ist wiederum etwas anderes aufgefallen: "Wesenmäßig für die griechisch-römische Welt war ganz eindeutig das Privateigentum" (M. Finley, The Ancient Economy, Berkeley et al. 1973. 29). Komplettieren soll das Quartett ein über Mesopotamien arbeitender Keilschriftforscher: "Piotr Steinkeller hebt hervor, daß praktisch alle Schuldkontrakte von der Mitte bis zum Ende des dritten Jahrtausends v.u.Z. (also die frühesten überhaupt) Kredite dokumentieren, die von Privatpersonen gegeben wurden" (M. Silver, Economic Structures of the Ancient Near East, London et al 1985, 84). Zur ökonomischen Theoriebildung haben solche Ratlosigkeitseingeständnisse und Denkaufforderungen der jeweils ersten Namen ihres Faches nicht provozieren können. Selbst ihre Zusammenstellungen in der hier vorgenommenen schlichten Art sind ausgeblieben. Die potentiellen Denker verköstigten sich nämlich längst auf den sanften Weiden der Tausch-Historie und fühlten von daher keinerlei Bedürfnis, ihre Augen einmal über ihr Gehege hinwegschweifen zu lassen. Manchmal entringt sich jedoch selbst dieser - alles in allem ganz zufrieden wirkenden - Herde der fast schon trotzig klingende Seufzer: "Niemand weiß, wie das Geld zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte entstanden ist" (W. Roepke, Die Lehre von der Wirtschaft. Wien 1937, 78).

Das erste ernsthafte theoretische Wort der Wirtschaftswissenschaft wurde vor 55 Jahren von John Maynard Keynes geschrieben und heißt "Liquiditätsprämie" (The General Theory..., London 1936, 226). Aber auch hier wird über ein postnatales Gestammel noch kaum hinausgelangt. Der endlich gefundene Begriff hat keine blasse Ahnung davon, wo er eigentlich zuhause ist und will sich dann auch gleich auf jedem "durable asset" (Keynes) niederlassen – sogar wenn das nur ein Faustkeil in der archaischen Stammesgesellschaft ist.

Obwohl Keynes wahrscheinlich intensiver als jeder andere Ökonom die fürs Theoretisieren unverzichtbare historische Vorarbeit selbst in

die Hand genommen hat, ist er den Ewigkeitsannahmen niemals entkommen, die vom - allgemeine Gesetzmäßigkeiten versprechenden Evolutionismus in die Welt gebracht worden sind. Wo sich einem alles
nur sanft und in kleinsten Schritten ändert, darf das Neue (Zins und
Geld) getrost auch schon im Alten am Werke gesehen werden. Es ist
denn auch Keynes als Darwinist, der uns das aberwitzigste Stückchen
Geschichtsschreibung überhaupt anbietet. Von der Entstehung des
Geldes, das er für seine noch ganz embryonale Sicht der Liquiditätsprämie einfach als irgendwie immer schon Daseiendes voraussetzt,
schwärmt er geradezu lyrisch: "Seine Ursprünge verlieren sich in den
Nebelzeiten des schmelzenden Eises; sie mögen sich wohl zurückerstrecken bis in jene paradiesischen Perioden zwischen den Eiszeiten,
als das Wetter schön war und der unbeschwerte Geist des Menschen
empfänglich war für neue Ideen" (A Treatise on Money, Bd. 1, London
<1930> 1971. 11).

Bis heute konnten sich selbst die besten Keynesianer nicht davon freimachen, zentrale Kategorien – wie Preis, Markt, Ware oder was auch immer – einfach vorauszusetzen. Was ich voraussetze, verweise ich in die Geschichte. Wenn es dort dann nicht auffindbar ist, bin ich aber nicht nur als schlechter Historiker überführt, sondern habe auch in der Theorie versagt, die ja gebieterisch verlangt, daβ jede Kategorie auch überzeugend hergeleitet werden kann.

Weil Keynes also Evolutionist ist, kann er die wirtschaftstheoriegebärende Rätselfrage nicht stellen, wie das historisch neue Privateigentum (für das es immer auch einen Romulus oder Wat Tylor, Politik also braucht) mit den ökonomischen Novitäten Zins und Geld zusammenhängt. Seine vielversprechende Liquiditätsprämie kann er deshalb nicht als das so lange gesuchte theoretische Bindeglied zwischen Privateigentum hier sowie Zins und dann Geld dort in ihr wissenschaftliches Recht setzen. Eine Privateigentumstheorie des Zinses kommt nicht zustande. Die Dechiffrierung von Geld als flüssigster Form von Privateigentum bleibt aus etc. (dazu mehr auch in G. Heinsohn/O. Steiger, Liquiditätsprämie, Zins und Geld im Band für die Frühjahrstagung des Arbeitskreises Politische Ökonomie, Bad Zwischenahn, 31.5.-2.6.1991, für den diese Polemik geschrieben wurde).

Der historische Evolutionismus, der nichts prinzipiell Neues unter der Sonne anerkennen will und im akademischen Bereich neben den Soziologen die Ökonomen besonders erbarmungslos im Griff hält, erweist sich als Hauptverantwortlicher für das Ausbleiben von Wirtschaftstheorie oder – was dasselbe ist – für den ahnungslosen Glauben der Ökonomen, daß sie Theorie treiben, obwohl sie doch bloß historische Irrtümer in mal diese und mal jene Formeln kleiden.

Die evolutionistische Vision der Geschichte und ihre Sub-Variante der Tauschevolution erledigt sich nun aber nicht schon dadurch, daß sie als irrig erwiesen wird. Sie lebt ja nicht von der intellektuellen Unfähigkeit, zwei und zwei zu addieren, sondern vom emotionalen Grauen davor, daß in der Wirklichkeit Sprünge und nicht Stetigkeiten die großen Konstituierer sind. Es ist also ein nur allzugern gehörter Schmachtfetzen über den Gang der Menschheit, der sich jahrhundertelang als Wirtschaftstheorie hat spreizen können und dafür jahrzehntelang noch ieden Nobelpreis bekommen hat.

Wer dramatische Sprünge verdrängt, hat sie damit noch lange nicht beseltigt, aber recht gut dafür gesorgt, daß er ihre Konsequenzen nicht verstehen und somit alle Hoffnung auf Theorie fahren lassen kann. Der Evolutionismus kann wohl unser Denken betäuben, hat aber über die Wirklichkeit keine Macht. Das lernt nach dem Sprengen der Mauer jetzt die Treuhand. Im Nachinein – also nach einer tauschtheoretisch begründeten Verabreichung von echtem Privateigentum in flüssiger DM-Form an bis dato Rationen empfangende Unfreie – muß sie ganz schnell ein Romulus werden, also nachschieben, was der gerade an den Anfang stellte: Die Umwandlung der DDR in eine Roma quadrata, in ein privateigentumsstrukturiertes Gebiet mit sich selbst gehörenden Privatpersonen, die daraufhin – ob sie wollen oder nicht – von der Überschuldungsschwelle=Privateigentumsverlust wegzustreben haben und dabei Zinswirtschaftsbedingungen erfüllen.

Die Wirtschaftstheorie kommt mithin dort voran – und hier ist ein Eigenlob glücklicherweise unvermeidbar –, wo der Evolutionismus nicht mehr geglaubt werden kann, und keineswegs dort, wo nach einer eleganteren Variante dessen gesucht wird, was sich allemal schon für Wirtschaftstheorie hält und doch nur den gefühlseligen Schmarren über den treuen Tauscher in immer neuen Inszenierungen aufgeführt hat.

111.

Hajo Riese, auf dessen Feier wir uns hier einstimmen, hat sich aus der Sicht des Autors schon vor bald einem Jahrzehnt für jede denkbare Ehrung qualifiziert, als er ihn mit einer geringfügig längeren Fassung dieser Polemik promoviert und so vor nichtswürdigen Angriffen mächtiger Tauschtheoretiker in Schutz genommen hat. Für diesen Schritt, der unverstanden bliebe, wenn man ihn als kühnen oder gar gefälligen statt als theoretisch zwingenden auffaßte, mußte er selbstredend längst dort angekommen sein, wo sein damaliger Promovend erst hinstrebte.

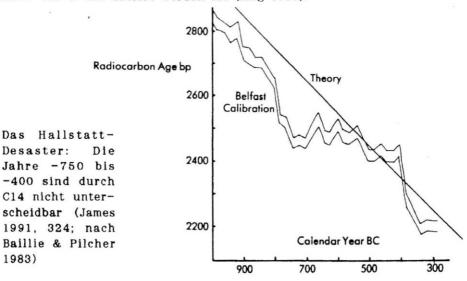
Dendrochronologische Zirkelschlüsse Heribert Illig

Die Datierungen evidenzorientierter Rekonstruktion alter Geschichte kollidieren hart mit den dendrochronologischen Forschungsergebnissen. Denn dank der präzis auszählbaren Jahrringe erbringen sie jahrgenaue (Bowman 1990, 45), ja sogar halbjahresgenaue Datierungen (Kapff 1990).

Diese chronologischen Ergebnisse sind gewichtiger als jene der Radiokarbonspezialisten, denen es z.B. niemals gelungen ist, die Datierung der 31 ägyptischen Dynastien maßgeblich zu beeinflußen (vgl. Heinsohn/Illig 1990, 15 und die dort genannten Quellen). Aber nachdem mittels der Baumringe auch die C14-Werte kalibriert, also geeicht werden, kommt die Radiokarbonmethode gewissermaßen durch die Hintertür wieder ins Spiel – manchmal allerdings nur in ein Blinde-Kuh-Spiel:

Manchmal schrumpft ein C14-Wert um 95 %: Als ein Knochenkratzer kanadischer Eskimos mit einem verbesserten C14-Verfahren erneut datiert wird, reduziert sich sein C14-Alter von 27.000 auf 1.350 Jahre (Strauss 1991, A12; zitiert nach Heinsohn 1991, 32).

Manchmal ruiniert ein C14-Wert die mühselige Arbeit zahlloser Wissenschaftler: Als 1988 erstmals das Turiner Grabtuch C14-datiert werden darf, wird das Ergebnis - frühes 14. Jh. - zur Beleidigung aller übrigen naturwissenschaftlichen Methoden, mit denen der Stoff zuvor ins 1. Jh. datiert worden ist (Illig 1989).



Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 3/4-91 S.125

Manchmal liefert C14 Datierungen, die der orthodoxen Geschichtsschreibung Hohn sprechen: "Das 'Hallstatt-Desaster' war schon lange bekannt. Für etwa 400 Jahre (800-400 v. Chr.) ergaben die C14-Messungen immer die gleichen Werte und damit das gleiche Alter, obwohl die untersuchten Proben aus deutlich unterschiedenen Kulturschichten stammten" (Kapff 1990). Inzwischen wird die scheinbare Absurdität vielleicht sogar ins Kalkül gezogen: Die groβe Kelten-Ausstellung in Venedig klammert die (einstmals keltische) Hallstattzeit aus und zeigt nur Exponate nach -450 (Moscati 1991, 46f.).

Manchmal gibt es Zeiten, in denen alle C14-Werte gleichermaßen falsch liegen, wie im 'Neuen Reich' Ägyptens oder in Europa: "Andererseits produziert Radiokarbon in der Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends Jahresangaben, die ungefähr ein Jahrhundert zu alt sind" (Bowman 1990, 17). In vorchristlichen Zeiten zu niedrige Altersangaben (überproportional mit zunehmendem Alter), an der Wende von der Antike zum Mittelalter zu hohe Jahreszahlen - C14 zeigt die neuralgischen Punkte orthodoxer Chronologie.

Diese Beispiele sollen keine Rehabilitierung von C14 sein – was schon deshalb nicht möglich wäre, weil alle ausgewiesenen Ergebnisse offenbar schon so vielfältig justiert sind, daβ der ursprüngliche Meβwert nicht mehr erkenn- und nachprüfbar ist (über die Prämissen Illig, 1988, 24ff., und der Vortrag von Chr. Blöss am 11.5.91).

Diese Justierungen geschehen nicht zuletzt mit Hilfe der Jahrringmethode. Es läßt sich aber ganz einfach zeigen, daß auch die
Dendrochronologie nicht voraussetzungslos Baumringsequenzen zusammensetzt und damit einen "absoluten" Eichmaßstab schafft, sondern
daß sie durchaus auf anderen Datierungen basiert.

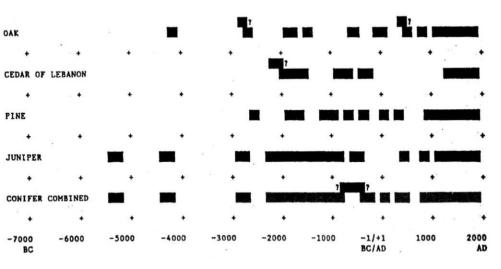
Sehr schön illustriert dies nebenstehende Graphik der Cornell University vom Dezember 1990, die an G. Heinsohn als Gegenbeweis für dessen mesopotamische Datierungen geschickt wurde. Die Zeitachse läuft – von rechts nach links – von der Gegenwart bis –7000. Durchgehend schwarze Balken zeigen – wiederum von rechts nach links – an, wie weit zurück die Baumringsequenz für Eiche, Libanonzeder, Pinie (Kiefer), Wacholder und Nadelhölzer insgesamt zusammengefügt werden konnte.

Der Betrachter wird zunächst verblüfft sein, daß keiner dieser Balken weiter als 1.300 Jahre zurückgeht. Denn die Universität Stuttgart-Hohenheim besitzt eine lückenlose, ununterbrochene Eichenchronologie bis ins Jahr -7938 (Kapff 1990), also über fast 10.000 Jahre hinweg. Aber sie ist offenbar im Mittelmeerraum mit seinen zahllosen Artefakten nicht leicht nachzubilden...

Höchst bemerkenswert ist nun alles, was sich links von diesen durchgehenden Balken abspielt. Eigentlich müßte dieser Bereich völlig leer sein, da keinem Holzstück angesehen werden kann, ob es 500, 1.000 oder 1.500 Jahre vor dem momentanen Sequenzanfang eingereiht werden muβ. Gleichwohl finden sich 36 schwarze "Inseln", die zwischen +1000 und -5500 exakt lokalisiert werden. Diese "Vorsortierung" ist dendrochronologisch nicht begründbar: Sie resultiert entweder aus den Fundumständen oder aus C14-Messungen.

Mit anderen Worten: Findet sich in der Schicht eines syrischen Tells ein Stück Holz, dann erhält es sofort die zur Schicht gehörige Datierung. Damit glaubt man auch bereits diejenige Nahtstelle zu kennen, an der dieses Holz der Sequenz zu applizieren ist. Das wäre ungefährlich, wenn die Baumringsequenzen wirklich so eindeutig wären, wie sie gerne dargestellt werden.

Tatsächlich aber kommt die Dendrochronologie nur mit großem statistisch-stochastischen Aufwand zu ihren jahrgenauen Daten: "Nach der Messung der Jahrringe auf einem sauber präparierten Holzquerschnitt oder einem radial entnommenen Bohrkern, werden die einzelnen Meβdaten zum besseren optischen Vergleich in halblogarithmische Kurven umgesetzt. Heute beschleunigen automatisierte Meβanlagen mit raffinierten statistischen Programmen die Meβ- und Korrelationsvorgänge erheblich" (Billamboz 1985). Dieser Aufwand ist not-



Ägåisch-östliche mediterrane Baumring-Chronologien (Stand Oktober 1990; Paper der Cornell University vom Dezember 1990)

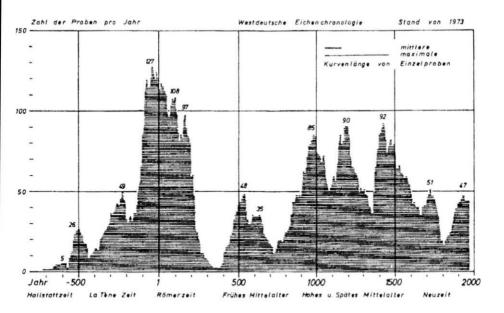
wendig, um allen individuellen Ausprägungen der einzelnen Bäume Rechnung zu tragen: Wuchstypus, Bodendurchlässigkeit, Regenhäufigkeit, Wind etc. Für den Abgleich der individuellen Probe mit der Standardsequenz steht dann ein reiches Instrumentarium zur Verfügung: "Transformation der Ringbreiten in logarithmischen Differenzen, Bevorzugung der Korrelationsrechnung, theoretische Ableitung der Gleichläufigkeitsrechnung, Distanzregression der Ähnlichkeit, Regionaldiagnose, Testfunktion mit Datierungsspielraum, Splintstatistik und Statistik der verlorenen Jahrringe, Verteilung der mittleren Differenzen zwischen kunsthistorischer und dendrochronologischer Datierung" (Hollstein 1980, 11). Durch Auszählen zu jahrgenauen Datierungen – das ist noch nicht einmal die halbe Wahrheit, aber sie leuchtet dem Laien, der auch Ringe zählen kann, unmittelbar ein.

Nachdem also die Gelehrsamkeit bereits weiß, wo das fragliche Holzstück innerhalb der Sequenz liegen wird, nimmt sie dementsprechend Maß: Sie sucht dann z.B. nach längeren Teilsequenzen, um eine unterstellte große Lücke zu schließen, anstatt einen direkten Anschluß zu versuchen. Diese Vorauswahl könnte dazu führen, daß identische Teilsequenzen wiederholt in der Gesamtsequenz auftauchen. Der Einwand, daß derartige Fehler durch die Vielzahl der Proben schnellstens ausgemerzt werden, erledigt sich schnell: Die Belegdichte für die mitteleuropäische Eichenchronologie geht innerhalb der Gesamtsequenz bis auf drei Proben zurück – just am Übergang von der Antike zum Mittelalter (Hollstein 1980, 11: s.S. 129).

Und noch eine Fehlerquelle existiert. Was dem Archäologen seine Nachbestattung (vgl. Illig 1988, 127ff.), ist dem Dendrochronologen seine Wiederverwendung alten Holzes. Natürlich kommt es vor, daβ ein solider alter Balken erneut genutzt wird. Man erkennt dies an Zurüstungen wie Kerben oder Bohrungen, die im neuen Konnex unnütz sind. "Doch oft trägt wiederbenutztes Material keine erkennbaren Zeichen früheren Gebrauchs und kann fälschlicherweise zeitgleich mit seinem Kontext eingestuft werden" (Bowman 1990, 53). Möglich – möglich ist aber auch, daβ Balken "falschen" dendrochronologischen Alters per "Wiederverwendung" ins zeitliche Lot gebracht werden.

Und so bleibt nur größte Zurückhaltung gegenüber dendrochronologischen Datierungen: Allzuleicht können sie die bereits bekannten Fehler bisheriger Datierungen beinhalten. Werden erst die Holzproben mittels C14-Messungen zeitlich vorsortiert, die C14-Werte anschließend mit den Jahrringen kalibriert, dann wird ein klassischer Zirkelschluß produziert. Aber gottlob lassen die Historiker größere Korrekturen durch "Dendro" und C14 nur für solche Zeitläufte zu, für die keine "zuverlässigen" Überlieferungen existieren.

Belegdichte der mitteleurop. Eichenchronologie (Hollstein 1980, 11)



Literatur:

Billamboz, André; Schlichtherle, Helmut (1985): Pfahlbauten - Häuser in Seen und Mooren; in Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie; Stuttgart

Bowman, Sheridan (1990): Interpreting The Past. Radiocarbon Dating; London

Heinsohn, Gunnar (1991): Wie alt ist das Menschengeschlecht?; Unkorrigierte Vortragsskript zum Jahrestreffen am 11.5.1991 in Berlin; Bremen

Heinsohn / Illig (1990): Wann lebten die Pharaonen? Frankfurt/M.

Hollstein (1980): Mitteleuropäische Eichenchronologie;

Illig, Heribert (1988): Die veraltete Vorzeit; Frankfurt/M.

Illig, Heribert (1989): Der Schuß nach hinten: C14 und das Turiner Grabtuch; in Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart I (1) 21

James, Peter et al. (1991): Centuries of Darkness; London

Kapff, Dieter (1990): Den längsten Kalender der Welt hat die Uni Hohenheim; in Stuttgarter Zeitung vom 13.10.1990

Moscati, Sabatino (Hrsg., 1991): The Celts; Katalog zur Ausstell. in Venedig; Milano Smith, Goldwin (1990): Aegean Dendrochronology Project December 1990 Progress Report; Department of the History of Art, Cornell University, Ithaca, New York

Strauss, S. (1991): System gives boost to dating technology; in *The Globe and Mail*, Toronto, 2.4.1991 Al2

Wie Quallen in der Wüste

'Magellan' hat die Venus vermessen Auszüge aus dem Spiegel 20/1991 S.274-277

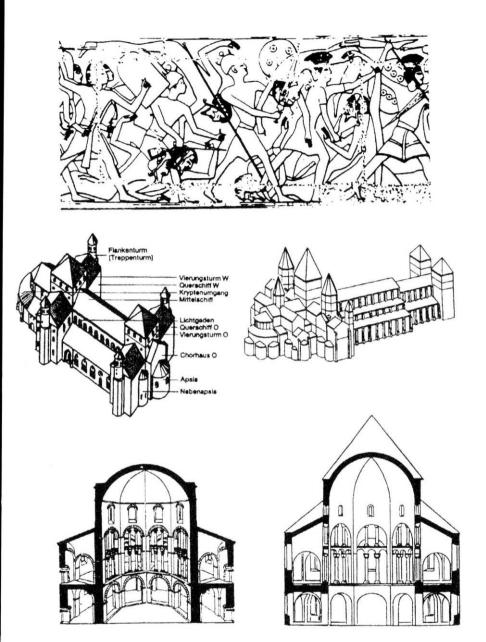
"243 Erden-Tage lang hatte der Spähroboter Magellan die Venus umrundet und den erdnächsten Planeten, der sich im Gegensatz zur rechts rotierenden Erde links dreht, fast vollständig vermessen / Die Radarsensoren der Magellan erfassen Risse, Löcher oder Gesteinsbrocken, die nur 120 Meter messen /

Bisher hatten die Forscher angenommen, daß die Abläufe auf dem Abendstern denen auf der Erde vergleichbar seien. In venusischer Vorzeit, so die Vermutung, hätte auch auf der Venus eine zusammenhängende Landmasse existiert, die, ähnlich der irdischen, unter dem Einfluß nach oben drängender Magmen in einzelne auseinanderdriftende Platten zerbrochen sei

'Das Modell einer auseinanderdriftenden Venus-Kruste ist mit ziemlicher Sicherheit falsch', urteilten die amerikanischen Planetenforscher Ellen Stefan und Robert Grimm vorletzten Monat auf einer Fachtagung. 'Zumindest in dieser Region' «Ovda Regio», so ihr Fazit, 'strebt die Kruste nicht auseinander, sie wird vielmehr zusammengepreβt' / 'Die Venus ist eine ganz neue Welt', erklärte Sean Solomon vom Massachusetts Institute of Technology /

Die bisher vorliegenden Zwischenergebnisse der Magellan-Mission belegen vor allem, daβ die Venus ihren Status als eine Art Zwillingsschwester der Erde verloren hat. 'Auf der Venus ist alles jungfräulich', sagt US-Radarauswerter James Head von der Brown University. Während Teile der irdischen Kruste bis zu vier Milliarden Jahre alt sind, kommt das Venus-Gestein auf nur rund 400 Millionen Jahre. Diese Differenz der zeitgleich vor 4,5 Milliarden Jahren entstandenen Planeten wirft die Frage auf, welche Kräfte wohl in jüngerer Zeit auf die Venus-Oberfläche eingewirkt und sie – geologisch – verjüngt haben."

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann werden die zuständigen Forscher bis in alle planetare Ewigkeit bei ihrer jungfräulichen Ansicht bleiben, daß alles sehr, sehr verwunderlich sei. Warum schlagen sie um keinen Preis der Welt ein Buch wie Planeten, Götter, Katastrophen von Christian Blöss (Frankfurt 1991) auf, um zu erfahren, daß ihre jungfräulichen Verwunderungen längst das Klimakterium hinter sich haben. Das neue Paradigma ist bereits vor fast 40 Jahren von I. Velikovsky vorgeschlagen worden, die Wissenschaft bräuchte es nur noch aufatmend zur Kenntnis nehmen und weiterentwickeln.



Scherdana und Peleset (Velikovsky 1978, 62); St. Michael in Hildesheim und Cluny III als Beispiele für das "himmlische Jerusalem"; Aachener Pfalzkapelle (um 798) und Ottmarsheim (1030-1049)

Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 3. Jahrgang / 3. und 4. Heft

Inhalt:

- 3 Editorial
- 4 hi: Über den Dächern von Berlin. Bericht über die Jahrestagung am 11./12. Mai 1991
- 8 Heinsohn, G.: Stratigraphische Chronologie Agyptens oder Warum fehlen zwei Jahrtausende in den Mustergrabungen von Tell el-Daba und Tell el-Fara'in?
- 23 Heinsohn, G.: Fangschuβ für die Musiktheorie des Pythagoras aus Ägyptens 18. Dynastie?
- 25 Peiser, B.: Die Ilias des -5. und -4. Jahrhunderts oder Wann entstanden eigentlich die homerischen Epen?
- 40 Illig, H.: Variationen über PLST. Velikovsky identifizierte die Seevölker falsch, aber datierte richtig
- 56 Friedrich, B.: Baierns "dunkle Jahrhunderte"
- 63 Zeller, M.: Deutsche Literatur im Mittelalter. Zu ihrer Entwicklung
- 69 Illig, H.: Väter einer neuen Zeitrechnung: Otto III. und Silvester II.
- 92 Niemitz, H.-U.: Kammeier, kritisch betrachtet
- 108 Müller, A.: Urbilder der Seele?
- 121 Heinsohn, G.: Vom Glauben der Nationalökonomie, daß sie Theorie treibe. Eine metatheoretische Polemik
- 125 Illig, H.: Dendrochronologische Zirkelschlüsse
- 130 -: Wie Quallen in der Wüste. 'Magellan' hat die Venus vermessen
 - 2 Impressum
 - 24 Ankündigung des ersten Sonderhefts Weitere Nachrichten auf den S. 55 und 62